Deutsches Schicksal im Elsaß

Vorträge Heidelberger Professoren

Im Auftrage der
Universität und der Akademie der Wissenschaften
herausgegeben von

Friedrich Panzer

Mit 1 Text- und 10 Tafel-Abbildungen



Heidelberg 1941
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Vorwort

Der Führer hat den Reichsstatthalter in Baden mit der Durchführung der Wiedereingliederung des Elsaß ins Reich betraut. Zahlreiche Kräfte unseres Landes sind dafür tätig. Die Akademie der Wissenschaften und die Universität Heidelbergs glaubten innerhalb des Kreises ihrer Möglichkeiten und Pflichten Anteil an der zu leistenden Arbeit nehmen zu sollen, indem sie gemeinsam versuchten, die Bedeutung des Vorganges für unser völkisches und staatliches Leben deutlich zu machen. Sie veranstalteten zu diesem Zwecke im vergangenen Winter eine Folge von sieben Vorträgen über das Elsaß, die sich eines äußerst regen Besuches aus unserer Stadt zu erfreuen hatten. Das Gesagte auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, erscheinen die Vorträge hier im Druck.

Die mündlichen Darlegungen waren großenteils von Lichtbildern begleitet. Nur eine kleine Auswahl davon hat sich hier wiedergeben lassen. Wir bedauern besonders, daß ein Vortrag über die naturhaften Voraussetzungen, aus denen das Leben im Elsaß in seinen Besonderheiten erwuchs, von Professor F. Metz-Freiburg gehalten, sich hier nicht wiedergeben ließ; er erzielte seinen Eindruck besonders durch die Vorführungen auf der Leinwand. Das Ganze wird, hoffen wir, doch ein genügend farbiges Bild von Geschichte und Wesen des Elsaß, seiner Leistung und Aufgabe vor Augen stellen.

Schmitthenner
Rektor der Universität

Panzer
Präsident der Akademie

Inhaltsverzeichnis

Das Elsaß in der deutschen Geschichte und Kriegsgeschichte*

Von

Paul Schmitthenner

I.

Es gibt kaum ein Gebiet im europäischen Kulturbereich, an dem sich das große Geschehen der europäischen Geschichte, ja man könnte sagen der neueren Erdgeschichte, sichtbarer und für die Bevölkerung schmerzlicher ausgewirkt hätte, als am oberrheinischen Raum des Elsasses.

Wie ein Sinnbild für die kommenden zwei Jahrtausende steht am Tor der kontinental-europäischen Geschichte der Kampf um das Elsaß, als die zwei großen Mächte, denen Europa den Aufbau verdankt, die germanische Kulturmacht vom Nordosten her und die römische von Südwesten her am Rhein zusammenstießen. Die damalige militärische Entscheidung zugunsten der Römer fügte seit dem Sieg Cäsars über den Germanenführer Ariovist das oberrheinische Gebiet, das wir heute unter dem Elsaß verstehen, als einen Teil der Provinz Obergermanien in das römische Imperium. Für mehrere Jahrhunderte wurde so das Elsaß das Hinterland der römischen Festungsorganisation des Limes, der sich vorwärts des Zehntlandes vom Rhein zur Donau erstreckte, der feste Rückhalt der römischen Reichsverteidigung gegen die germanische Welt, anfangs die rückwärtige und dann die vorderste nach Osten

* Der Vortrag wurde an Hand von 30 Lichtbildkarten gehalten und kann daher in seiner ursprünglichen Fassung hier nicht erscheinen. Sein Inhalt ist in der hier vorliegenden Darstellung knapp zusammengefaßt.

gerichtete Kampfzone, die der Raumeinheit zuwider zuletzt den Rheinstrom selber zur Grenze machte.

Als mit der germanischen Völkerwanderung der bisherige Schwebezustand zu Ende ging und der Sieg des Germanentums erkämpft war, wurde der geologisch und geographisch einheitliche oberrheinische Raum durch das Blut der Franken und Alemannen auch im völkischen Sinn zur Einheit gestaltet. Denn jene beiden Stämme lagerten sich quer über den Rhein, nachdem andere Germanen — darunter auch die Burgunder — sich schon früher weiter nach Westen und Südwesten in Gallien vorgeschoben hatten. Damit war eine Tatsache von größter Bedeutung entschieden: Das Erlöschen der im westeuropäischen Dienst bisher vollbrachten Verteidigungsfunktion nach Osten zu und die umgekehrte, der geopolitischen Natur gemäße endgültige Zugehörigkeit des Elsaß zu der germanisch-deutsch-mitteleuropäischen Welt. Die Raumeinheit fand in der Bluteinheit ihre tiefste Bekräftigung. Es war nun einmal für den europäischen Kontinent so gefügt, daß das Germanentum, schließlich im deutschen Volk verkörpert, dem Erdteil das Antlitz prägen sowie Recht, Ordnung und Frieden geben sollte. Wenn dieser Erdteil bei der Vielgestaltigkeit und Vielwilligkeit seiner Glieder und der von Asien her ständig drohenden Lebensgefahr überhaupt bestehen wollte, mußte der Friede sein inneres Gesetz sein. Dieser Friede aber war das Reich. Schon in der Universalmonarchie der Franken trat dies zutage. Damals lag das Elsaß gleichsam im Herzen des Reichs, nicht nur als geographische Mitte, sondern auch als einer der wesentlichsten Mittelpunkte des politischen Lebens. Es war kein Zufall, daß am Oberrhein in Ingelheim eine Lieblingspfalz Karls des Großen entstand, daß hier im Elsaß etwa auf dem Kolmarer Lügenfeld oder später bei Straßburg, wo die berühmten Eide geschworen wurden, sich politische Geschehnisse von hoher Tragweite vollzogen, oder daß gerade auch hier die Kaiserklöster als Reichsbastionen entstanden. Die Landesnatur, die günstige Verkehrslage und die bequeme Verbindungs-

möglichkeit mit dem südwestlichen Burgund und dem südlichen Italien schufen gerade in dem elsässischen Teil des Oberrheingebiets eine natürliche Reichszentrale mit einer Reichstradition, die nicht abstarb, als das fränkische Universalreich zerfiel. Aus der römischen Randzone war ein Stück des innersten Reiches geworden, aus dem Kampfraum großer europäischer Entscheidungsschlachten ein Kernraum europäischer Führung, wo sich denn auch innenpolitische Entscheidungen großen Ausmaßes abspielten.

Daß dieses oberrheinische Gebiet in der Tat zum mitteleuropäischen Raume gehörte, erwies sich gerade im Zerfall der Riesenorganisation des fränkischen Universalreiches. Schon vorher, als der völkisch-kulturelle Gegenstoß des Romanentums zur Zeit der späteren Merovinger die weiter westlich vom Germanentum gewonnenen Räume wieder der westeuropäischen Welt zurückgliederte, hatte sich durch die karolingische Revolution die endgültige Eindeutschung des Rheingebietes vollzogen, vor dem der westlich-romanische Vorstoß an der seitdem fast gleichbleibenden Sprachgrenze zum Stehen kam. Als dann das fränkische Reich zerfiel, war die Zugehörigkeit des Rheinraumes und damit des Elsaß zum mitteleuropäischen deutschen Reich geradezu eine Selbstverständlichkeit, wenn sie auch Lothringen gegenüber erkämpft werden mußte. Ja auch an der bisherigen Zentrallage des Elsaß wurde kaum etwas geändert. Denn vorwärts der Sprachgrenze verblieben beträchtliche romanische Gebiete beim Reich, so daß durch dieses westlich vom Elsaß liegende Reichsromanentum, das später nach Südwesten zu durch die Angliederung Burgunds noch eine Verstärkung erhielt, dem Elsaß die Rolle eines Kern- und Herzlandes erhalten blieb. Der Rhein war die Lebensader des Reiches, dieses aber ein Rheinstaat geworden. Damit blieb die am Anfang der kontinental-europäischen Geschichte gestellte Frage den natürlichen Gegebenheiten des Raumes und des Blutes gemäß entschieden und die natürliche Zugehörigkeit des Elsaß für alle Zukunft festgelegt. Das Entscheidende dabei war

die Tatsache, daß diese Zugehörigkeit mit der geschichtlichen Entstehung des europäischen Kontinents selber entstanden war und daher dessen natürlichem Gesetz entsprach.

2.

Mit der Gründung des Ersten Reichs der Deutschen war in Fortwirkung und Umwandlung der europäischen Reichsidee der karolingischen Universalmonarchie das innere europäische Gesetz des Friedens in eine neue Epoche seiner Wirksamkeit getreten. Wenn die europäischen Völker sich nicht in ihrer Vielwilligkeit und wirren Gemengelage vernichten wollten, mußte auch weiterhin ein europäisches von einem Volk geführtes Reich die Ordnung des Friedens wahren und sichern. Dieses innere europäische Gesetz bediente sich des deutschen Volkes und seiner Machtorganisation. Diesem inneren europäischen Gesetz entsprach das Erste Reich der Deutschen, und das Elsaß besaß in ihm keine andere Stellung als einst im Reich der Karolinger. Es blieb Kernland des führenden deutschen Reichsvolkes, auf weitere sieben Jahrhunderte eingefügt in den Reichsblock der Deutschen im europäischen Kontinent. Es kann dem deutschen Volksgenossen im heutigen Elsaß nicht genug klargelegt werden, daß seine Heimat fast ein Jahrtausend lang diese organische Rolle im Reich und in Europa spielte, daß darin sich die politische Natur des Elsaß vollendete, daß diese organisch-natürliche Berufung von 30 Generationen die elsässische Mission überhaupt ist, daß die Änderung dieses Zustandes durch den Eingriff raum- und wesensfremder Mächte von Westen her nichts anderes war als gewalttätige Unnatur, daß dadurch das Elsaß aus dem Kern des europäischen Reiches herausgerissen und zum Zerrungsfelde unnatürlich-westlicher Einwirkungen wurde und daß schließlich heute die elsässische Heimkehr ins Reich nichts anderes bedeutet als die Wiederherstellung der zerrissenen Natur, als das Wiederaufgreifen des natürlich-organischen Schicksalsauftrags, den einst schon 30 Generationen des fränkischen und des Ersten deutschen Reiches erfüllten.

Mit diesem Ersten Reich begann das Elsaß im deutsch-europäischen Sinne seine politisch-heroische Epoche. Sie dauerte bis zur Zersetzung des Reichs im 30jährigen Krieg, und wenn sie auch im politisch-realen Sinn im Anfang der Habsburgerzeit die Geltung verlor, so dauerte sie im politisch-idealen Sinn dennoch an bis zum Westfälischen Frieden, ja darüber hinaus. Schon bei der sächsischen Königsdynastie wurde die Reichstradition gerade hier im Elsaß wirksam, um so mehr als das vom nordöstlichen Reichsrand kommende sächsische Geschlecht einer Anknüpfungsmöglichkeit im Süden in hohem Maße bedurfte. Die Tatsache des Rheinstaates, die alte Reichstradition, die Mittellage, die geographische Aufgeschlossenheit und die guten Verbindungen nach Italien wiesen fast von selbst auf das Elsaß, das einem Kanal gleich Deutschland und Italien zu verbinden schien. So lief die durch die Verknüpfung Deutschlands und Italiens entstehende nord-südliche Lebenslinie des Reiches der Länge nach durch das Elsaß hindurch. Dieses wurde zu einem der wichtigsten Teile dieser Lebenslinie. Die Nähe fremden romanischen Sprachtums war zwar eine gewisse Gefahr; aber angesichts der Ausstrahlungskraft des Reiches, der europäischen Friedensnotwendigkeit und des Zugehörigkeitsgefühls der westlichen Reichsromanen war diese Gefahr noch für Jahrhunderte gebannt. Häufig waren und wirkten die Sachsenkaiser im Elsaß und vom Elsaß aus, und manche entscheidenden Vorgänge vollzogen sich gerade hier, von Otto dem Großen, der hier 938 seinen entscheidenden innenpolitischen Lebenskampf durchstand, bis Heinrich II., der in dem Bischof Werner von Straßburg seinen hervorragenden Feldherrn und Staatsmann gewann. Diese Reichsbedeutung mußte sich unter den Saliern und Staufern noch steigern, denn die Salier stammten selbst aus dem oberrheinischen Gebiet, und mit den Staufern stiegen die Herzöge von Schwaben, zu dem das Elsaß gehörte, zu Kaisern empor. Vom Elsaß her vereinigte der gewaltige salische Kaiser Konrad II. das burgundische Reich mit dem Im-

perium, hier im Elsaß fand Kaiser Heinrich III. in einem der Egisheimer Grafen jenen Mann, den er zum Papst Leo IX. ernannte und durch den er in freilich tragisch-historischem Irrtum die Reformierung des Papsttums und dessen glückhafte Reichsfunktion sichern zu können glaubte. Hier im Elsaß fand Kaiser Heinrich IV. in seinem heroischen Lebenskampf gegen die inzwischen entgermanisierte Kirche und gegen den aufsteigenden deutschen Partikularismus Schwaben und Sachsen gegenüber politischen und militärischen Rückhalt. Als aber dann mit den Staufern, die gerade in jenen Reichsbürgerkriegen und gerade auch im Elsaß aufstiegen, die Landesherzöge Kaiser geworden waren, klomm das Elsaß auf den Gipfel seiner politischen Reichsbedeutung empor. Wie im nördlichen Oberrheingebiet Trifels und Kaiserslautern, so entstand im elsässischen Teil Hagenau, das man als den Zentralsitz der staufischen Reichs- und Hausgutsverwaltung bezeichnen könnte. Die besondere Bedeutung des staufischen Geschlechts für staatliche Verwaltung schien das Elsaß zum Kernland der Reichsregierung ausbauen zu wollen. Es schien, als ob ähnlich wie in der Isle de France in Frankreich hier am Rheine im Zuge der nordsüdlichen Lebenslinie der feste Sitz der Kaiser- und Königsmacht entstehen sollte. Damit wäre jener Mißstand behoben worden, der so sehr „zur Unstetigkeit und Anfälligkeit" des mittelalterlichen Kaisertums beitrug, der Mangel eines festen städtischen Herrschaftssitzes, und man mag sich das Ergebnis ausmalen, das zustande gekommen wäre, wenn die innere deutsche Geschichte von größerem Glück begünstigt diesen Weg hätte gehen können. Wenn auch die staufische Katastrophe und die mit ihr beginnende Reichszersetzung jene seit dem 12. Jahrhundert heranreifende Entwicklung zerstörte, so machte diese doch für das Höhenjahrhundert der deutschen Kaisermacht und dann, von dem einmal Geschaffenen fortwirkend, auch noch weit darüber hinaus, das Elsaß zur Zitadelle des Reiches. Die damals linksrheinische, also elsässische Stadt Breisach wurde gerade in der letzten Epoche großkaiserlicher

Geschichte das Sinnbild dieser Zentralstellung, wenn von hier Friedrich II. seinen Siegeszug und sein Gegner Otto IV. und später der rebellische Sohn Heinrich VII. den Weg in den Untergang begannen. So sehr war das Elsaß zur entscheidenden Reichsbastion geworden, daß sich die maßgeblichen innenpolitischen Vorgänge hier mit natürlicher Selbstverständlichkeit vollzogen, und wenn der große Staufer Friedrich II. das Elsaß als das geliebteste seiner Länder bezeichnete, so entsprach dies auch durchaus den realen Verhältnissen. Denn hier lag die reale Reichsmacht in besonderer Stärke bereit in den Reichsstädten, in dem anderen Reichsgut und Hausgut der Staufer, die gerade hier als Städtegründer auftraten, Dörfer in Städte verwandelten, Grafschaften und Dorfschaften gewannen und mit der Zeit ihren wichtigsten und ertragreichsten Besitz schufen, der der Verwaltung der Landgrafschaft Ober- und Unterelsaß unterstand. Hier im Elsaß lag, wie Otto von Freising in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts berichtete, anerkanntermaßen die größte Macht des Reiches. Es war natürlich, daß das Elsaß in dieser Epoche keine äußeren Feinde sah und von Schlachten und Gefechten mit äußeren Gegnern verschont blieb. Gesichert ruhte es im Schoß des Reiches.

Nach dem Untergang der Staufer trat ein tiefer Wandel ein. Mochte er auch anfangs äußerlich nicht erkennbar sein, so war er doch der Quell alles künftigen Unheils. Gestoßen von der partikularistisch-territorialen Reichsentwicklung, sank die Kaisermacht von ihrer europäischen Führungsaufgabe herab zu der Rolle eines nur noch im Hausgut wurzelnden schmalen deutschen Königstums. Die Verbindung mit Italien zerriß und mit ihr die nord-südliche Lebenslinie, die bisher das Reich beseelt und bestimmt hatte. Das Reichsromanentum im Westen begann der französischen Welt zuzufallen, und die Gefahr, daß die nahe Sprachgrenze zur völkisch-nationalen Grenze werden würde, stieg für das Elsaß drohend empor, gerade als seine eigentliche Reichsfunktion mit der nord-südlichen Lebenslinie erlosch. Zwar schien anfangs das Glück noch zu lächeln. Denn

die Familie, die als erste nach den Staufern in Deutschland das Ansehen der Königskrone wieder zu Ehren brachte, die der Habsburger, war wiederum, wie einst die salische und die staufische, im Oberrheingebiet beheimatet, und es schien, als ob eine glückliche Fortsetzung der staufischen Reichspolitik möglich sei, um so mehr als die Habsburger gerade im Elsaß ein ansehnliches Territorium besaßen. Doch schon mit dem Tode König Rudolfs I. war entschieden, daß das Schicksal ein anderes Los geworfen hatte. Denn es gelang nicht, die habsburgische Dynastie auf die Dauer mit der Krone zu verbinden. Diese wechselte vielmehr von Familie zu Familie, und so konnten die anfangs vorhandenen Möglichkeiten nicht ausreifen. Zwar blieb das Reichsgut im Elsaß zunächst noch unter den neuen Reichsbeamten der Landvogte vereinigt. Doch diese wechselten mit den Königen und den Dynastien, und das Gut ging den Unheilsweg der Territorialisierung, indem es schließlich an Territorialfürsten verschrieben und verpachtet wurde. Ja die Habsburger, die erst nach einem Kampf von $1^1/_2$ Jahrhunderten endgültig und für die Dauer das Kaisertum gewannen, verstrickten schon früh das Elsaß in ein unseliges Verhängnis. Dadurch, daß sie zu ihren oberrheinischen Westgebieten die österreichischen Ostgebiete hinzugewannen, schufen sie für ihre Familie und damit für das spätere deutsche Kaisertum eine neue Lebenslinie, die in ost-westliche Richtung verlief, in Ungarn ansetzte und im Elsaß endete. In dem Maße, in dem das frühere westliche Reichsromanentum zum westeuropäischen Franzosentum abbröckelte, mußte das Elsaß, bisher Zentralland der nord-südlichen Lebenslinie, zum westlichen Grenzland der neuen ost-westlichen Lebenslinie werden.

Freilich dauerte es noch mehr als drei Jahrhunderte, bis dies in ganzer Kraßheit zutage trat. Das späte Mittelalter schuf im Zeitmaß der inneren Reichszersetzung langsam die realen Voraussetzungen für das spätere elsässische Schicksal, Grenzland zweier Völker und Zerrungsfeld eines Erdteils zu

sein. Es wuchsen in der Übergangszeit vom 14. bis 17. Jahrhundert die örtlichen Bedingungen für dieses herbe spätere Schicksal heran. Wenn dieses freilich am Ende solche Gewalt gewann, daß es die Elsässer für die letzten drei Jahrhunderte der Geschichte heimatlos machte und aus ihrer natürlichen mitteleuropäischen Zugehörigkeit herausriß in die raumfremde Fessel der westeuropäischen Welt, so lag die Ursache hierfür vor allem in der Auswirkung jener großen erdgeschichtlichen Wandlung, die seit dem 16. Jahrhundert im Sinne der Erdentdeckung und Erderoberung einsetzte und seit dem 17. Jahrhundert Europa politisch umzugestalten begann.

Inmitten der Reichszersetzung erlebte das Elsaß am Ausgang des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit *seine eigentliche Blüte*, freilich nicht mehr im politischen, sondern im kulturellen Sinn. Denn politisch war es mit dem Reiche längst den Weg schlimmer territorialer Zersplitterung gegangen. Die Zugehörigkeit zum Herzogtum Schwaben hatte keine politische Bedeutung mehr. Das einst so starke Reichsgut war noch zum Teil in der Landvogtei zusammengefaßt, der, mit dem Sitz im alten Hagenau, die bekannten 10 elsässischen Reichsstädte unterstanden: Hagenau, Weißenburg, Oberehnheim, Rosheim, Schlettstadt, Kolmar, Mühlhausen, Kayersberg, Münster und Türkheim. Hier gab es mehr Reichsstädte als sonst in Deutschland auf einem zehnfach größeren Raum. Dazu zählten 49 Reichsdörfer. Vor allem war Straßburg groß und mächtig geworden, seitdem es 1262 vom Bischof die Unabhängigkeit erkämpft hatte, mit reichem Dorfbesitz ausgestattet, wirtschaftlich hochbedeutsam und beseelt von einer lebhaften Anteilnahme an den Angelegenheiten des Reiches. Neben den Bistümern Speyer, Straßburg und Basel gab es an geistlichen Herren den reichsunmittelbaren Abt von Murbach und die reichsunmittelbare Äbtissin von Andlau, während ein reicher Kranz landsässiger Klöster und Stifter, meist von den deutschen Königen gestiftet und ausgestattet, im Lande blühte. Im Unterelsaß saß in 121 Dörfern eine sehr zersplitterte Reichs-

ritterschaft, von der die Mehrzahl Lehnsleute anderer Herren waren. Nur die Fleckensteiner hatten es zur reichsunmittelbaren Herrschaft gebracht. Zahlreiche Grafschaften, die Landgrafschaften Ober- und Unterelsaß, die letztere schließlich nur noch ein Titel, die Herrschaft Hanau-Lichtenberg und als einziges Territorium das Habsburger Gut mit seinem Sitz in Ensisheim vervollständigten das äußerst bunte Bild des Landes. Das Elsaß war schließlich eines der am meisten zersplitterten Gebiete im Reich. 1648 zählte man 52 Territorien, die in sich wieder in zahlreiche Teile zersplittert waren. Friedensbünde und der gesamtelsässische Landtag, von Habsburg geleitet, stellten so etwas wie eine Gemeinsamkeit dar, ohne daß diese aber in der Tat politisch vorhanden gewesen wäre oder gar militärisch hätte zur Wirkung gebracht werden können. Hier lag eine große Gefahr, seitdem das Kriegswesen die stehenden Heere geschaffen hatte. Keines der elsässischen Territorien war stark genug ein solches zu unterhalten oder gar einem solchen gewachsen zu sein. Auch die Habsburger nicht; denn im Zug der ost-westlichen Lebenslinie verankerten sie ihre Macht mehr und mehr im Osten. Als das Reich 1495 seine neue Kreiseinteilung erhielt, wurde das Elsaß dem oberrheinischen Kreis zugeschlagen, ohne daß eine militärische Organisation geschaffen und die drohende wehrpolitische Gefahr beseitigt worden wäre. Diese wurde umso größer, als die Reformation das Land neuerlich zerriß und neue Scheidewände aufbaute. Auch in diesem Zustand blieb das in sich zerfallende Elsaß dennoch mit dem in sich zerfallenden Reich eng verbunden. Niemals wäre ein eigenes elsässisches Bestreben zur Absonderung hervorgetreten. Dies lag außerhalb jeder Möglichkeit. Im Gegenteil, gerade hier war bei aller Zersplitterung eine lebendige Reichstradition und ein bewußtes Reichsdenken vorhanden. Die Kirchenprovinzen, die Territorien und der Kreis bildeten Klammern zum Reich. Der elsässische Hochadel war früh ausgestorben, so daß um 1500 nur noch die Rappoltsteiner vorhanden waren und die elsässischen Dom-

kapitel aus dem Gesamtreich besetzt werden mußten, während zugleich andere deutsche Häuser oft von jenseits des Rheines die Erben des hochadeligen Besitzes geworden waren. Ja das deutsche Lebensgefühl des Landes war so stark und natürlich, daß das Elsaß in Nachwirkung seiner früheren politischen Bedeutung und in Auswertung seines uralten deutschen Wesens gerade jetzt erst sowohl wirtschaftlich wie geistig den Höhepunkt gewann. Darüber wird ja in besonderen Vorträgen berichtet werden. Es ist in politischer Hinsicht nicht Zufall, sondern tiefer innerer Sinngehalt, wenn gerade im Elsaß Lazarus von Schwendi lebte, der Kriegsminister Kaiser Karl V., der sich um eine Reform des Reichsheeres heiß bemühte und der erste deutsche Verkünder der allgemeinen Wehrpflicht wurde. Zunftunruhen und die Bauernrevolution des Bundschuhs, die bei Lupstein ihr tragisches Ende fand, konnten an diesem Glanz der elsässischen Städte, des elsässischen Landes, des elsässischen Handwerks, der elsässischen Wirtschaft und der elsässischen Kunst nichts ändern. Das Elsaß war, inmitten des untergehenden Reiches und selbst politisch zerfallen, zu einem der vornehmsten Träger und Vertreter des kulturellen deutschen Lebens geworden. Das Straßburger Münster war das Sinnbild. Im Geistigen und im Künstlerischen entlud sich gleichsam die nicht zur Reife gebrachte politische Kraft. Aber mit der politisch-heroischen Epoche war es zu Ende. Eine andere Zeit dämmerte herauf.

3.

Sie kam nicht mit einemmal. Sie wuchs langsam aus dem sinkenden Mittelalter empor. Ihre Wurzeln waren die Zersetzung des Reichs, das Erwachen des nationalen Gedankens in Frankreich und das ozeanische Weltreich der Briten, das, in gewaltigen Machtkämpfen auf der Erde heranwachsend, von der Entmachtung und Zerrissenheit des europäischen Erdteils leben zu müssen wähnte. Daß die neue Zeit möglich wurde, hatte seine alleinige Ursache in der deutschen Zerrissenheit.

Daß sie durchdrang, lag in der umgekehrten Entwicklung des französischen Staates, der durch seine innere Vereinheitlichung die alten Reichsromanen aufsaugte und schließlich als drohender Grenznachbar vor dem Elsaß erschien. Daß aber die neue Zeit sich über Jahrhunderte auszudehnen vermochte, lag begründet in der raumfremden jahrhundertelangen Vergewaltigung Kontinenteuropas durch das ozeanische Weltreich der Briten. Die alte heroisch-politische Epoche des Elsaß versank und machte einer neuen militärischen Epoche Platz. Aus dem Kernland wurde ein Randland, ein Grenzland, das in viermaligem Wechsel die Zugehörigkeit vertauschte und so in das unerhörte Schicksal seelischer Heimatlosigkeit geriet. Vom späteren 15. bis zum späten 17. Jahrhundert wurde das Elsaß 200 Jahre lang die deutsche Verteidigungszone gegen den Westen. Die nächsten beiden Jahrhunderte bis 1870 wurde es das Festungs- und Ausfallglacis der französischen Macht gegen Deutschland. In der Zeit des Zweiten Bismarckschen Reiches kehrte es wieder für fast ein halbes Jahrhundert in die Rolle der deutschen Verteidigungszone zurück, um von 1918—1940 als ein Teilstück der Maginot-Linie wieder in die französische Verteidigungs- und Angriffsfront eingegliedert zu werden.

Schon bald nach der Schaffung des Ersten Reiches durch Heinrich I. hatte das französische Königtum seinen Rheinanspruch angemeldet, damals freilich unter anderen Voraussetzungen und noch befangen in dem vermeintlichen Vorrecht, zur kontinentalen Reichsführung berufen zu sein. Damals war 938, zur Zeit der inneren Empörung gegen Otto den Großen, der französische König mit Heeresmacht in Breisach im Elsaß erschienen, das er jedoch sogleich wieder räumen mußte. Mehr als drei Jahrhunderte später begann dann das eigentliche bewußte Vordringen Frankreichs zur Abrundung seines beanspruchten Raumgebietes nach Osten, zunächst etwa bis zur Maas. Der hundertjährige Krieg gegen England brach die Vorwärtsbewegung ab und beanspruchte die französische Kraft im

Innern. Dennoch wurde gerade diese französische Notzeit der eigentliche Ausgangspunkt zu dem fremden Vorstoß tief ins Reich hinein. Denn infolge der französischen Schwäche entstand damals im Osten Frankreichs der burgundische Staat, der beiderseits der Reichsgrenze im romanischen und deutschen Volksgebiet auf den Spuren des alten lothringischen Zwischenreichs der Karolinger sein künstliches Gebilde zusammenzuerobern strebte und im Elsaß bis zum Rheine vorstieß.

Damit begann die militärische Verteidigungsepoche des Elsaß im deutschen Sinne. Sie dauerte 200 Jahre lang und erhielt durch vier Geschehnisse ihr Gepräge. Das erste war der burgundische Angriff und seine glückliche Abwehr nach dem Untergang des burgundischen Herzogs Karls des Kühnen. Die erfüllte Verteidigungsaufgabe fand ihren letzten Ausdruck in der Hinrichtung des burgundischen Fronvogtes Peter von Hagenbach auf dem Felsen von Breisach. Das zweite Geschehnis war die Abwehr der Armagnaken, der wilden französischen Soldbanden, die 1444 unter Führung des französischen Dauphin mordend durchs Land zogen und von der gequälten Bevölkerung schließlich überwunden und verjagt wurden. Das dritte Ereignis war der Einbruch des französischen Königs Heinrich II., der 1552 durch die ihm von deutschen Fürsten zugestandene Inbesitznahme der altdeutschen Bistümer Metz, Toul und Verdun den von den Kaisern Maximilian I. und Karl V. geschaffenen habsburgischen Westpanzer an der Reichsgrenze durchstieß und bis Straßburg vorbrach, wo er unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Auch diesmal war der Gegner abgewehrt; aber der Zugangsweg zum Elsaß war gewonnen. Das letzte Ereignis war der 30jährige Krieg mit seinen für das Elsaß so unseligen Folgen. Denn diesmal reichte die Verteidigungskraft nicht aus, den Gegner zum vierten Male abzuwehren. In dieser Epoche der Verteidigung von Reich und Heimat vollbrachte das Elsaß die Aufgabe fast allein mit seinen eigenen Kräften. Nur einmal, im Jahre 1552, erschien noch ein deutscher Kaiser, Karl V., mit

Heeresmacht westlich des Rheines. Im übrigen blieben die Elsässer sich selbst überlassen und vom Reich verlassen. Dies wurde im 30jährigen Krieg zum Verhängnis. Die ost-westliche Lebenslinie, die das Habsburger Kaiserhaus geschaffen hatte, machte das Elsaß zum westlichen Prellbock des Reiches, ohne daß dieses bereit oder befähigt gewesen wäre, seine vorgeschobene Reichsbastion zu verteidigen. Im 30jährigen Krieg war es ein deutscher Fürst, Bernhard von Weimar, der sich im Kampf gegen den Kaiser im Elsaß ein Territorium zu gewinnen dachte, aber, ohne es zu wollen, Frankreich vorarbeitete, das nach dem rätselhaften Tod des Weimarers die Ernte einbrachte. So gingen im Westfälischen Frieden Teile des Elsaß an Frankreich verloren und dieses gewann von hier aus die Möglichkeit in den kommenden Jahrzehnten die Eroberung des Elsaß zu vollenden. Macht und List wirkten zusammen. Der Raub Straßburgs mitten im Frieden drückte 1683 gleichsam das Siegel auf ein neues Blatt der Geschichte. Die zähe Verteidigung, die die Elsässer, meist auf sich allein gestellt, in diesen beiden Jahrhunderten deutscher Reichsnot in ihrer Heimat militärisch, politisch, geistig und kulturell leisteten, war ebensosehr der Beweis ihrer ungebrochenen Deutschheit und ihrer mitteleuropäischen Zugehörigkeit wie ihr unsterbliches Verdienst. Auch nach der französischen Eroberung blieb das Land in seinem Kern, d. h. mit seinem Volke, deutsch. Es konnte diesen deutschen Charakter niemals verlieren, mochten auch später manche bürgerlichen Kreise der französischen Verführung unterliegen. Aber das elsässische Volk wurde heimatlos und verlor sein inneres Verhältnis zum Staat. Ein Landsknechtsgeist kam über die waffenfähige Mannschaft, die tapfer bei allen Armeen focht. So rann das elsässische Leben abseits des Reiches dahin und manche wesentlichen deutschen Bewegungen, der Sturm und Drang, die Freiheitskriege, die Romantik, der Idealismus, fanden dort kein Echo. Aber trotz allem, das Elsaß lebte aus eigenen alten und ewig jungen deutschen Wurzeln und Quellen und sein deutscher Charakter war so

stark und urwüchsig, daß gerade hier Goethe sein deutschestes Erleben fand, daß noch zur Zeit der französischen Revolution die Straßburger Universität von ihren französischen Gegnern als eine Hydra des Germanismus bezeichnet werden konnte und daß gerade auch hier ein reicher Schatz deuscher Märchen zu finden war. Mochte die alte Reichstradition mitwirken, so war doch auch gerade die partikularistisch-individualistische Entwicklung des Landes in seiner letzten Vergangenheit die Kraft, die das Elsaß deutsch erhielt und vor dem französischen Zentralismus rettete.

Vom späten 17. Jahrhundert ab vertauschte somit das Elsaß, von der französischen Vergewaltigung gezwungen, seine militärische Rolle. Es blieb auch in den kommenden Jahrhunderten Grenzland, aber nunmehr in französischem Dienst. Der Prellbock der ost-westlichen Lebenslinie war dem Reich entrissen und zur feindlichen Festung geworden, und wenn bisher die ost-westliche Verteidigungslinie im Elsaß ihre äußerste Wirkungsstätte besaß, so ging nunmehr von hier eine west-östliche Angriffslinie aus, die tief in das Innere des Reiches hineinwirkte. Denn das Elsaß wurde nunmehr ein wichtiges Teilstück der französischen Angriffsbasis gegen das Reich. Die schweren Kriegsschicksale der westlichen Reichsgebiete, ja des ganzen Reiches, in den späteren Kriegen Ludwigs XIV., in den Kämpfen des 18. Jahrhunderts, der französischen Revolution und der napoleonischen Epoche waren ohne diese unselige Tatsache undenkbar. Dies galt vor allem für die furchtbaren Raub-, Brand- und Mordkriege Ludwig des XIV. Besonders auch in der Zeit des ersten französischen Kaiserreichs und seiner größten Ausdehnung war das Elsaß der Mittelpunkt und die Schlüsselstellung der gewaltigen französischen Angriffsfront, die sich von Hamburg bis Laibach ausdehnte, und das Sprungbrett Napoleons war für die Beherrschung des europäischen Kontinents. Das Elsaß war zur französischen Angriffsbasis geworden, ein Glacis mit umgekehrtem Vorzeichen zur Niederhaltung der Deutschen und zur Aufrechterhaltung ihrer

Zerrissenheit. Wohl machten Kaiser und Reich in ihrer wachsenden Altersschwäche mitunter den Versuch, den unnatürlichen Zustand wieder in Ordnung zu bringen und das Geschehene rückgängig zu machen. Aber die allseitige Verwicklung der habsburgischen Kaisermacht und die Vorrangstellung, die diese dem Osten dem Westen gegenüber oft gerade in entscheidenden Augenblicken einräumte, hinderten einen durchgreifenden Erfolg. Wenn aber die Wiedergutmachung des schweren elsässischen Unrechts militärisch möglich war, wie etwa zur Zeit des Prinzen Eugen am Ende des Spanischen Erbfolgekriegs oder ein Jahrhundert später nach der Niederringung Napoleons I., da trat das ozeanische Weltreich der Briten auf den Plan, das, raumfremd von draußen her hereingreifend, mit dem verbrecherischen Werkzeug des sogenannten europäischen Gleichgewichts die Rückgliederung des Elsaß zum Reiche und zur mitteleuropäischen Welt verhinderte, um den entzündeten und zerrissenen Zustand des Kontinents und des deutschen Raumes mit List und Gewalt aufrechtzuerhalten.

Wieder vertauschte das Elsaß seine militärische Rolle, als es durch Bismarcks gewaltige Leistung im Zweiten Reich zum deutschen Volke politisch zurückkehrte. Die Rückgliederung erfolgte jedoch nicht eigentlich aus völkischnationalen, sondern aus strategischen Gründen. Sie konnte dieses ihr inneres Gesetz, nach dem sie eingeleitet war, nie recht überwinden. Zwar war das Elsaß auf dem Wege, auch staatlich und völkisch den inneren Anschluß an das Reich zu finden, als der Weltkrieg entbrannte, und ohne diesen oder seinen schlimmen Ausgang wäre die Verschmelzung ohne Zweifel erfolgt. Daß aber dieser Prozeß über ein halbes Jahrhundert andauerte, lag in der Tatsache begründet, daß das an sich deutsche Land nach dem verwirrenden Schicksal der Heimatlosigkeit durch Jahrhunderte hindurch nur mühsam durch den ihm übergeworfenen strategischen Panzer in Reich und Volk hineinzuwachsen vermochte, zumal die praktische Verwaltung nicht die Fähigkeit besaß, diesen Prozeß zu fördern. Zwar ent-

stand auf der Höhe der neuen deutschen Macht wieder eine nord-südliche Lebenslinie, als Bismarck den Dreibund schuf und um ihn durch die natürliche Verschmelzung der deutschen und der kontinentaleuropäischen Interessen ein großes europäisches Friedenssystem errichtete. Aber die Lebenslinie lief nicht mehr wie einst im Ersten Reiche der Länge nach durch das Elsaß hindurch, sondern dieses war ihr westlich vorgelagert als das wesentliche Stück der militärischen Reichsverteidigung gegen den Westen. Gerade diese wichtige militärische Aufgabe, die nunmehr dem Elsaß in neuem Frontwechsel erwuchs, hätte die innere Angliederung zur wichtigsten Voraussetzung gehabt. Jedoch gerade sie mißlang oder kam doch nur in Irrungen und Wirrungen schwer und langsam vorwärts. Ein Volk, das drei Jahrhunderte lang die nationale Heimat verloren hatte, vermochte sich nicht über Nacht in dem wiedergeschenkten Hause zurechtzufinden, das in so vielem so anders geworden war. Daß aber das Elsaß trotz allem seine deutsche Seele ungetrübt in sich trug, zeigte der Weltkrieg, in dem die elsässischen Soldaten ihrem alten Ruhm getreu Gewaltiges vollbrachten und allen anderen deutschen Stämmen ebenbürtig zur Seite traten. Es lag eine tiefe Tragik darin beschlossen, daß das Zweite Reich zerbrach gerade in dem Augenblick, als die Elsässer vor sich selber und vor aller Welt ihr Deutschtum durch ihr Blutopfer erwiesen hatten.

Als das Bismarckreich am Ende des Weltkrieges nach riesigen soldatischen Leistungen an innerer Schwäche zusammenbrach und das Elsaß, ohne gefragt zu werden, dem französischen Staat aufs neue als Kriegsbeute einverleibt wurde, wechselte das unglückliche deutsche Land zum dritten Male seine Rolle. Wieder entstand eine west-östliche Drucklinie, von Straßburg über Prag nach Warschau, quer durch Deutschland hindurch. Wieder war das Elsaß ihr entscheidender Ausgangspunkt. Nach wie vor blieb es Randland, Verteidigungs- und Angriffsbasis, jetzt wieder für das siegreiche Frankreich. Nach wie vor blieb es Kampfraum und zukünfti-

ges Schlachtfeld, und nichts bewies diese Tatsache eindrucksvoller als der Bau der Maginot-Linie, die als Verteidigungs- und Angriffsbasis zugleich das Elsaß in seiner ganzen Länge durchzog und zum französischen Stellungssystem machte. Nunmehr war die militärische Inanspruchnahme des Landes zu äußerster Leistung angespannt, nunmehr war das Land ganz und gar in den Dienst der französischen Wehrpolitik gestellt. Der totale Krieg, den die moderne Zeit geboren hatte, verwandelte durch seine militärisch-technischen Notwendigkeiten das Elsaß im wahrsten Sinn des Wortes in eine Festung. Schon im Frieden war es vom Kriege verschlungen. Die für den Krieg vorgesehene Räumung weiter Landesteile durch die Bevölkerung und deren Abschub nach Innerfrankreich war der letzte Ausdruck dieser Militarisierung des Landes. So war das deutsche Elsaß dem französischen Militarismus geopfert worden. Daß Land und Volk auch jetzt nicht mit Frankreich verwuchsen, war begreiflich angesichts der im völkischen, geopolitischen und kulturellen Sinne unnatürlichen Verbindung, die die Annexion bedeutete. Die Schwäche des Weimarer Zwischenreiches und die ausgesprochene Friedenspolitik des aufsteigenden Dritten Reiches schienen eine deutsche Lösung in weite Ferne zu rücken. So blieb das elsässische Volk auf sich selbst gestellt. Es zog sich vor der Macht der fremden Eroberer hinter Stamm und Heimat zurück, die zur letzten Zuflucht des Deutschtums wurden. Viele meinten nun einmal Grenzmenschen zu sein und Grenzmenschen bleiben zu müssen. Als das Großdeutsche Reich zur Abwehr den Westwall am östlichen Rheinufer baute, schien das Schicksal besiegelt zu sein. Und trotz allem brannte, von einer schmalen französischen Oberschicht abgesehen, in der breiten Masse der Bauern, Arbeiter und Bürger die Sehnsucht nach der deutschen Heimat.

4.

Der im September 1939 dem Großdeutschen Reiche von Großbritannien aufgezwungene Krieg stand, wie sich bald ent-

hüllte, nicht auf der Linie jener Kämpfe, die seit dem 30jährigen Krieg das unselige Schicksal des deutschen Elsaß geschaffen hatten und aufrecht erhielten. Zwar war auch er von England im imperialistischen Interesse des ozeanischen Weltreichs zur Niederhaltung Europas entfesselt worden; aber bald zeigte sich, daß er umgekehrt die weltgeschichtliche Kraft war, die Europa von der raumfremden Vergewaltigung durch den Westen befreien, das innere Gesetz des Erdteils wiederherstellen und im Zuge dieser Heilung der einst so frevelhaft zerrissenen Natur auch das Elsaß wieder zurückgliedern sollte in seine natürliche raumpolitische und völkische Berufung. Als im Sommer 1940 unter den Schlägen der deutschen Wehrmacht England vom Kontinent vertrieben wurde und Frankreich den furchtbarsten Niederbruch seiner Geschichte erlebte, kam das 300jährige Schicksal der elsässischen Heimatlosigkeit zum Abschluß. Endlich wölbte sich wieder das Großdeutsche Reich, getragen von der wiedererwachten Volkskraft der Deutschen und getrieben von der wiedererwachten Raumkraft des Erdteils über seinen ihm von Gottes, Natur und Rechts wegen zustehenden Raum. Im Elsaß stieg das Deutsche Reich wieder machtvoll und für alle Zeiten empor. Die geschichtliche Entscheidung am Anfang der europäischen Welt wurde im Geist des inneren Gesetzes des Erdteils wiederhergestellt.

Ein Wunder war geschehen. Obwohl die beiderseitigen Festungssysteme, Tod und Verderben bergend, längs des Rheins den fast sicheren Untergang der oberrheinischen Lande ankündigten, vollzog sich das gewaltige Geschehen mit einem Mindestmaß an Opfer und Zerstörung. Heil und fast unversehrt kehrte das Elsaß dank der Leistung der deutschen Wehrmacht in sein altes Vaterhaus zurück. Drei, ja fünf unselige Jahrhunderte deutscher Zersplitterung waren ausgelöscht und triumphierend knüpfte die wahrhaft deutsche Geschichte das Band dort wieder an, wo es einst beim Untergang der Staufer abgerissen war. Dieser von England vom Zaun gebrochene Krieg war kein „ordinärer Wochenschluß“ wie alle jene Kriege und Friedens-

schlüsse" seit 1648. Diesmal „machte Gott die Zeche". Diesmal vollzog sich eine Entscheidung für ein Jahrtausend, weil es die Entscheidung der Natur und der vom Herrgott geschaffenen Wirklichkeiten des Lebens war.

Im tiefen Bewußtsein einer Schicksalserfüllung kehrte und kehrt das deutsche Elsaß in das Reich zurück, das inzwischen zum Großdeutschen Reich geworden war. Mochte auch anfangs der Nationalsozialismus in manchem noch fremd erscheinen, so erwies er sich doch auch hier, vom ersten Tage ab und mehr und mehr, als die innerste und wahrste Kraft des deutschen Wesens. In immer wachsendem Verständnis kehrt so das Elsaß in seine alte und bei aller langen Heimatlosigkeit ewig ungebrochene Berufung zurück, Träger deutscher Macht und deutscher Kultur zu sein. Es trat zutage, daß die letzte Zeit der soldatischen Epoche, gerade das Doppeljahrzehnt schlimmster französisch-militaristischer Knebelung, in Wahrheit eine völkisch-heroische Epoche gewesen war. Denn selbst in dieser äußerlich schwächsten Lebenszeit und Lebensform, die das Elsaß kannte, besaß das Deutschtum und mit ihm auch das Reich im völkischen Geist des Volkes sein unsterbliches Leben. Daß die deutsche Volks- und Reichsidee trotz allen französischen Druckes nicht abstarb, sondern zukunftsmächtig und die Kraft blieb, die den Märtyrer Karl Roos zur Blutzeugenschaft trieb, rührte daher, daß sie keine blutleere Romantik war, sondern noch immer über eine, ja über die stärkste Lebenswirklichkeit verfügte: Über das deutsche Blut des Volkes selber. Der Raum, das Land, die Macht waren verlorengegangen. Dafür war der deutsche Mensch selber zum Träger des deutschen Gedankens geworden. Dieser lebte fort in dem Wesen der Bevölkerung und in der ungebrochenen deutschen Kultur des Raumes. Damit war für die Zukunft die stärkste Kraft der Lebenswirklichkeit gerettet worden. Das Elsässertum wie es unter französischer Herrschaft entstand, war schließlich nichts anderes wie die der Not der Zeit angepaßte Form des unwandelbaren deutschen Menschen, der Rückzug gleichsam des bedrängten Volkes auf seine germanische Urkraft.

Heute ist mit der wiedererkämpften Einheit des Großdeutschen Reiches auch die Wirklichkeit des Raumes und der Macht im Elsaß und am Oberrhein wieder da. Sie wird mit dem getreuen Platzhalter des Reiches, dem deutschen Blut im Elsaß, aufs neue und für immer verschmolzen. Das Elsaß ist heute in das Reich zurückgekehrt, das Reich aber im Elsaß aufs neue erstanden. Das Elsaß wird nicht Grenzland, sondern Herzland des Reiches sein, und wenn es auch nicht mehr die alten Funktionen zurückgewinnen kann, die es einst im Ersten Reich zur Zeit der gewaltigen Kaiser ausübte, so wird es dennoch auch heute und diesmal für immerdar, wenn auch in anderem Sinn, zu einer der wichtigsten und schönsten Kernlandschaften des Großdeutschen Reiches werden.

Deutsches Volkstum im Elsaß

Von

Eugen Fehrle

Aus politischen Gründen hat man das Volkstum im Elsaß vielfach als unbestimmt dargestellt und hat dartun wollen, daß dieses Zwischenland zwischen Deutschland und Frankreich von beiden Kulturen aus bestimmt sei, d. h. daß wir im Elsaß ein schwebendes Volkstum haben. Das ist eine grundfalsche Ansicht. Wohl hat die französische Zivilisation lange Zeit versucht, das Elsaß französisch umzugestalten, und in manchen Schichten haben solche Versuche auch Anklang gefunden, doch nicht viel mehr als zu gewissen Zeiten in deutschen Städten weit vom Elsaß weg. Das Volkstum aber wurde durch diese Überfremdung nicht berührt.

Dieses Volkstum ist seiner Herkunft nach germanisch. Im Oberelsaß sitzen die Alemannen, nördlich von Straßburg fängt der fränkische Bereich an, in mancher Beziehung ist der große Hagenauer Forst die Grenze. Wir haben demnach ein Volkstum, das echt deutsch ist in der Prägung, die vor allem die Alemannen dem Deutschtum am Oberrhein gegeben haben. Es ist kein Unterschied zwischen dem südwestdeutschen Volkstum rechts und links des Rheines. Der Rhein war nie eine Grenze. Alle Kulturerscheinungen überqueren den Strom. Das ganze Rheingebiet ist eine Einheit mit dem Fluß als verbindender Mitte. Erscheinungen der Volkssprache zeigen uns diese Einheit des Rheingebietes auf beiden Seiten des Flusses am deutlichsten. Nehmen wir ein Beispiel. Wir alle wissen aus Walther von der Vogelweide, daß im Mittelhochdeutschen in dem Worte Leben das erste e kurz war. Heute sprechen wir

Lēben mit langem e. Diese Änderung ist vom Niederdeutschen her ins Hochdeutsche eingegangen. Sie ist rheinaufwärts gewandert, immer auf beiden Seiten des Flusses, ganz gleich, ob die Ufer deutsch, französisch oder schweizerisch waren. Diese Sprachänderung ist über Basel hinausgegangen und hat sich, wiederum auf beiden Rheinufern, ostwärts verbreitet bis in die Gegend von Säckingen. Hunderte solcher Einzelerscheinungen zeigen die Einheit des ganzen Rheingebietes. Dasselbe erweisen auch mundartliche Eigenheiten in einzelnen Teilen des Stromgebietes: der k-Laut z. B. ist im südlichen Teil des Oberelsaß ein rauhes ch, nördlich von Freiburg und Mühlhausen aber haben wir k als Anlaut. Im Süden sagt man also choche, weiter nördlich im Oberelsaß koche für kochen. Viele solcher Mundartlinien sind zu beobachten, sie sind nicht durch den Rhein bestimmt, sondern gehen von Westen nach Osten vom Vogesenkamm quer durch das Elsaß über den Rhein und durch Baden hindurch.

Die Einheit des Oberrheingebietes zeigt auch der bodenständige Hausbau. Wir haben in der ganzen Rheinebene, rechts und links des Stromes, das sogenannte fränkische Haus: in einfacheren Verhältnissen ein kleines schmuckes Fachwerkhaus, bei größeren Bauern ein Gehöft, mit dem Wohngiebel nach der Straße zu (Abb. 1). Der Hof ist von der Straße abgegrenzt durch eine Mauer oder einen Zaun; eine Tür oder ein Hoftor führen in den ringsumschlossenen Hof hinein, auf einer Seite sehen wir das Wohnhaus und mit ihm verbunden öfters einen Stall, auf der anderen Seite sind kleinere Ställe und sonstige Räume für die Landwirtschaft, gehen wir vom Hof aus geradeaus, so kommen wir in die Scheune und in einen weiteren Stall. Diese Gehöftanlage finden wir von der Südgrenze des niederdeutschen Hauses bis nach Süddeutschland. In der Rheinebene ist sie auch im alemannischen Gebiet auf beiden Seiten des Stromes südwärts gedrungen bis nach Basel, also ist auch hier der Strom das Verbindende. Oben auf den Bergen, die die Rheinebene umgrenzen, auf den Höhen des Schwarz-

waldes und der Vogesen, haben wir ein anderes Haus: dort ist alles unter ein Dach gebracht. Äußerlich sieht das Schwarzwaldhaus ganz anders aus als das Haus der Vogesen. Im Schwarzwald haben wir ein Holzhaus, in den Vogesen ist das Haus aus Stein gebaut. Der Grundriß des Hauses ist aber auch auf den Bergen westlich und östlich vom Rhein derselbe (Abb. 2). Das Haus im Schwarzwald und in den Vogesen geht

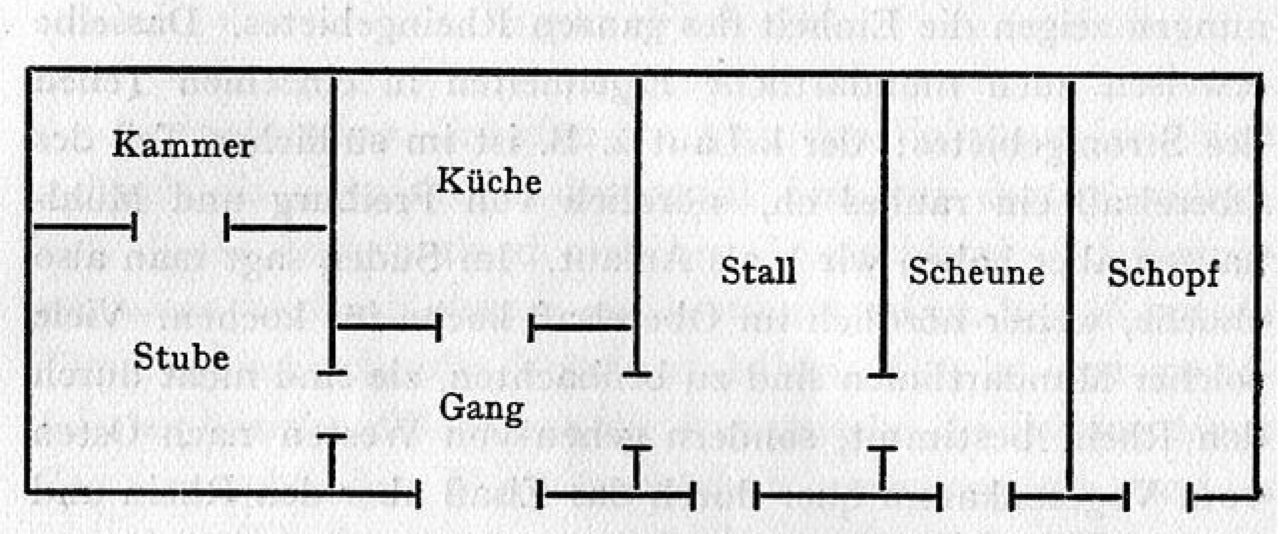


Abb. 2. Grundriß des Einhauses in Südwestdeutschland

also auf dieselbe deutsche Grundform zurück. Übrigens ist das äußere Aussehen teilweise auch erst in den letzten Jahrzehnten verändert worden. Man erinnert sich heute noch an strohgedeckte Holzhäuser, die in den Vogesen ähnlich standen wie im Schwarzwald.

Die Einheit des Rheingebietes wird auch durch die Volkstracht erwiesen. Die Volkskunde hat da und dort vielleicht in ihren Darstellungen viel zu großen Wert auf Bauerntrachten gelegt. Im Elsaß aber hat die Tracht, die nicht nur von Bauern und Bäuerinnen getragen wurde und teilweise heute noch getragen wird, eine besondere Bedeutung. Mit der Tracht hat die Bevölkerung mit stolzem Eigensinn seit Jahrhunderten ihre deutsche Art den Franzosen gegenüber offenkundig zur Schau getragen, und dann zeigt diese Tracht noch etwas, was geschichtlich geworden ist, wenn es auch vom Volke nicht bewußt betont worden ist, d. h. wiederum die Einheit des ganzen Rheingebietes. Greifen wir ein wesentliches Stück der

Tracht heraus, die Frauenhaube (Abb. 3). Sie ist in ihren Wesenszügen im ganzen Oberrheingebiet dieselbe. Gekennzeichnet ist die elsässische Haube durch die große Schleife, die heute allein oder fast allein die Haube ausmacht, ihrem Ursprung nach aber dazu diente, die Haube auf dem Kopf zusammenzubinden. Im Gegensatz zur Rheinebene hat man im Hochschwarzwald die Haube unter dem Kinn gebunden. Daraus entstand die für den Schwarzwald bezeichnende Backenhaube. Also auch hier ist das Rheingebiet rechts und links des Flusses eine Einheit. Die Verschiedenheiten, die in den Haubenformen vorhanden sind, sind nicht durch den Strom bestimmt.

Sprache, Hausbau und Volkstracht beweisen also, daß der Elsässer trotz jahrhundertelanger Überfremdung treu an seiner deutschen Art festgehalten hat. Noch tiefer sehen wir dem Elsässer in sein deutsches Herz, wenn wir seine Sitten und Bräuche beobachten. Jedes Jahr im Dezember lesen wir in unseren Zeitungen, der Weihnachtsbaum stamme aus dem Elsaß. Das ist in dieser Form nicht richtig. Aber wir haben aus dem Elsaß schon aus dem 15. Jahrhundert Erwähnungen des Weihnachtsbaumes und können dort seine Geschichte fortlaufend verfolgen. Sebastian Brant geißelt in seiner satirischen Dichtung „Das Narrenschiff", die er 1494 in Basel herausgab, wo er Universitätslehrer war, den Brauch, zum neuen Jahr (Weihnachten galt damals als Jahresanfang) grüne Zweige im Hause anzubringen. Der Straßburger Münsterprediger Geiler von Kaysersberg tadelt bald nachher, im Jahre 1508, diesen unchristlichen Weihnachtsbrauch. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts predigt in Straßburg der protestantische Geistliche Dannhauer gegen den Weihnachtsbaum als heidnische Sitte. In der Folgezeit ist im ganzen Oberrheingebiet rechts und links des Stromes der Weihnachtsbaum als allgemeine Volkssitte mehrfach genannt. Vor allem finden wir in Freiburg im Breisgau so gut wie in den Städten des Elsaß Verbote der Forstverwaltung, Weihnachtsbäume beliebig zu hauen, weil

dadurch der Wald Schaden leide. Diese Verbote, die sich um das Jahr 1550 sehr häufen, zeigen, daß der Baum damals weite Verbreitung hatte. Um das Jahr 1800 ist er für das alemannische Gebiet als gängiger Volksbrauch am schönsten bezeugt durch die Gedichte von Johann Peter Hebel. Er führt uns in einem Gedicht durch die Straßen, von Baum zu Baum und nimmt dabei an, daß jede ordentliche Mutter ihren Kindern mit dem Baum „einen schönen Frühling in der Stube aufhänge". Hebel vergleicht den Baum mit dem Maien. Im alemannischen Gebiet waren in diesen Jahrhunderten keine Lichter auf dem Baum. Diese werden erst im 18. Jahrhundert Sitte. Von der Südwestecke Deutschlands aus wurde später, vor allem in den Freiheitskriegen und nachher, der Weihnachtsbaum weithin über Deutschland verbreitet. Überall hat er Vorläufer, die in irgendwelcher Form aus alten Zeiten noch erhalten waren. Vielfach waren sie verdrängt durch kirchliche Einrichtungen, vor allem durch die Krippen des Heiligen Franz von Assisi. In vielen Gegenden, besonders in Mittel- und Nordwestdeutschland war die Vorstellung der Weihnachtslichter so stark betont, daß sie den Baum verdrängt oder doch sehr in den Hintergrund gestellt hatte. Der Baum als Sinnbild des Lebens, auf dessen Neuerwachen man zur Zeit der Wintersonnenwende oder im Frühjahr hoffte, ist so alt wie unser Volk selbst. Wir können ihn als Sinnbild des Lebens von der Steinzeit her durch alle Jahrhunderte nachweisen. Er war den Germanen Ausdruck des Vertrauens, daß das Leben der Todesstarre des Winters zum Trotz doch weitergehe. Immergrüne Zweige oder Bäume, deren „treue Blätter" auch im Winter grünen, sind Sinnzeichen solchen Glaubens. Wir machen vielfach die Beobachtung, daß solche altererbten Vorstellungen sich in den Grenzgebieten des deutschen Volkstums besonders zäh erhalten. Dort stehen sie fremder Sitte gegenüber und werden deshalb als Ausdruck unserer Eigenart vielfach mehr beachtet und bewahrt als im Inneren des Landes. So ist es zu verstehen, daß die Sitte des Weihnachtsbaumes in der von so vielem frem-

den Einfluß bedrohten Südwestecke des Reiches sich besonders schön und urtümlich erhalten hat. Die Elsässer nennen schon um das Jahr 1521 die Weihnachtsbäume Maien. Sie kennen den Gebrauch dieser Sinnbilder nicht nur um die Zeit der Wintersonnenwende, sondern auch bei Maifeiern und Erntefesten. Der Segensbaum am 1. Mai war im Elsaß schon früh so verbreitet, daß z. B. im Jahre 1436 die Forstverwaltung ein Verbot erlassen mußte, Maibäume ohne Erlaubnis zu hauen. Bis heute wird das Stecken des Maien im Elsaß in altüberlieferter Art weitergeführt. Der Jungmannschaft eines Dorfes kommt die Ehre der Aufrichtung des Maien zu. Sie holen den Baum im Wald, schmücken ihn festlich und stellen ihn dann als Wahrzeichen des Heiles für die ganze Gemeinde auf. Solche Bäume sind im ganzen alemannischen Gebiet rechts und links des Stromes üblich. Sie sind manchmal viel höher als das Haus, vor dem sie stehen. Außerdem „steckt" der Bursche dem Mädchen, dem er hold ist, einen besonders schön verzierten, kleineren Maien als Segenswunsch. Er wird am Hoftor, wo es ein- und ausgeht, am Brunnen, wo es Wasser holt oder sonstwo angebracht. Hat ein Mädchen sich vergangen gegen die Sitten des Dorfes, so bekommt es einen Schandmaien aufgestellt. Was wertlos und unfruchtbar ist, dient zu seiner Herstellung. Aus leerem Stroh, alten Lumpen und anderem Plunder wird ein Gestell zusammengemacht; dies wird möglichst hoch auf dem Dach befestigt, damit es morgens nicht leicht heruntergeholt werden kann und der Gemeinde sichtbar wird. In solchen Bräuchen hat sich altgermanisches Rügerecht der Burschenschaft bis heute erhalten.

Viele solcher Maibräuche, die in ihren Grundvorstellungen bis in germanische Zeiten zurückreichen, sind in den christlichen Jahrhunderten auf kirchliche Feste übergegangen, vor allem Pfingsten angeschlossen worden. An den Pfingsttagen wird im Elsaß die Freude über den Einzug des Maien in bunter Fülle gefeiert. Mit Maien in den Händen gehen Kinder und Burschen durch die Straßen und sagen Segen an. Dafür be-

kommen sie Eier, Speck und andere Gaben. Vielfach sind die Knaben selbst lebende Vertreter des neuen Wachstums: sie haben einen „Kornbuschen" über den Kopf gestülpt oder sind sonstwie mit grünen Zweigen und bunten Blumen überdeckt, oft auch verkleidet und maskiert. Solche Gestalten kennt man im fränkischen und alemannischen Gebiet auf beiden Seiten des Rheines. Sie heißen Pfingstknecht, Pfingstbutz, Pfingstquack, Pfingstpflütteri. In altherkömmlichen Heischeversen fordern sie Gaben, fluchen und schimpfen, wenn sie nichts bekommen. Dieses „Pfingstrecht", wie es heißt, entspricht altem Herkommen. Die Gaben, meist Eier und Speck, werden gemeinsam verzehrt. Diese Gemeinschaftsessen gehen auf altüberlieferten Kultbrauch zurück.

Einen merkwürdig aussehenden Brauch finden wir im Elsaß mit den Pfingstumzügen, an manchen Orten auch mit einem Hochzeitsfest verbunden. Auf einem Wagenrad, das meist an einer Stange befestigt ist und von Rindern gezogen wird, sitzen Hansel und Gretel, zwei Burschen, die entsprechend verkleidet sind. In Baden ist dieser Brauch manchmal, z. B. in Bräunlingen b. Donaueschingen, mit Fasnachtsumzügen verbunden. Das Rad heißt vielfach Glücksrad, aber auch Hexenrad. Ursprünglich geht es zurück auf ein Rad, das Sinnbild der Sonne ist, und deutet auf den neuerwarteten Segen. Das junge Paar, das daraufsitzt, ist die Verkörperung dieses Segens. Für solche Handlungen wird mehrfach das jüngste Ehepaar des Dorfes beigezogen. Von ihm erwartet man Kindersegen. Solche Segenshoffnung wird dann ausgedehnt auf das Glück der Gemeinde in irgendwelcher Form.

Im Elsaß hat sich um die Weihnachtszeit noch ein anderer Brauch lebendig erhalten, der uns ebenfalls zurückführt in germanische Zeit und zu echt deutschem Empfinden: das Christkindl (Abb. 4). Wiederum sind die hier auftretenden Vorstellungen nicht allein elsässisch, sondern auch im übrigen Deutschland weit verbreitet. Man kennt sie in ganz Mitteldeutschland bis nach Böhmen hinein, ja auch bei den Deut-

Abb. 1. Haus aus Sundheim bei Kehl.



Abb. 2. Christkindl aus Dorlisheim



Abb. 3. Elsässer Haube. (Nach Riffel, Entwicklung der Trachtenhaube).

Es ist zu verbessern:
oben: Abb. 3a (statt Abb. 2);
nebenstehend Zeile 4 von unten:
Abb. 3a (statt Abb. 4).
Nach Korr. von Hand Zettel bitte entfernen!

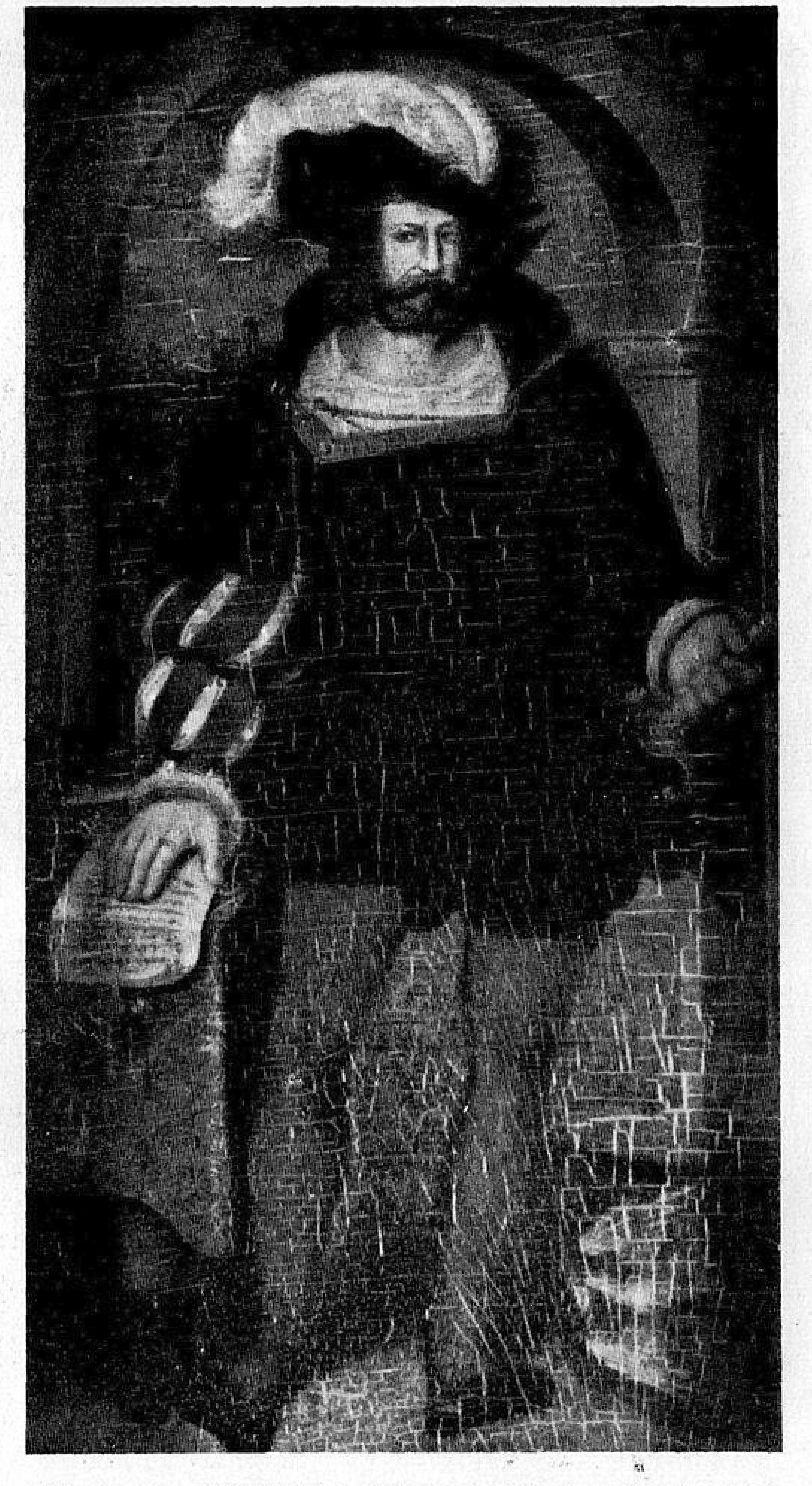


Abb. 4. Egenolf Friedrich Röder von Diersburg (1475—1550), Stättmeister zu Straßburg. (Nach dem Original von H. Holbein d. J.)

schen im Osten, die außerhalb der Reichsgrenzen wohnen. Um die Weihnachtszeit erscheint ein weißgekleidetes Mädchen, mit einem Kranz oder einer Krone auf dem Kopf, vielfach hat es ein Glöcklein in der Hand und kündet mit Klingeln die heilige Zeit an. Neben ihm erscheint eine andere Gestalt, der Weihnachtsmann, der Knecht Ruprecht, Belzenickel oder auch, besonders viel im Elsaß, Hans Trapp. Er trägt für das Christkind den Baum und andere Gaben. Das Christkind ist vielfach als Braut gekennzeichnet. Wie kann der Jesusknabe zur Braut werden? Das setzt voraus, daß zwei Vorstellungen ganz verschiedener Kulturkreise zusammengetroffen sind, eine germanische und eine christliche. Der Germane stellte um die Zeit der Wintersonnenwende sein Vertrauen auf das neuerwachende Leben sinnbildlich im Brauche dar: jungmütterliche Segensgestalten, wie Perchta und Holda gingen um als Verkörperungen des neuerwarteten Segens. Sie waren die Trägerinnen des Heiles, das man vom neuen Sonnenjahr erhoffte. Braut heißt nach althochdeutschem Sprachbrauch die junge Frau, die Mutter werden soll. Deshalb waren bräutliche Gestalten Trägerinnen der Vorstellungen von neuerhofftem Leben. Das Wort Weihnachten, d. h. in den heiligen Nächten, geht auf solche Vorstellungen zurück. Beda Venerabilis erzählt, die Angelsachsen haben diese Nacht modranight, d. i. Nacht der Mütter benannt. Im Erzgebirge ist der Ausdruck Mütternacht für Weihnachten mundartlich noch erhalten, in Schweden nennt man den Lucientag, d. h. den 13. Dezember, der dort als Tag der Wintersonnenwende gefeiert wird, so. Als das Christentum sich bei uns einbürgerte, trafen derartige germanische Vorstellungen zusammen mit der Lehre, Christus sei der Heilbringer. Seine Geburt setzte die christliche Theologie im Jahre 354 auf den 25. Dezember und verkündete damit, Christus sei das wahre Licht und die Sonne, die das neue Leben bringe. Diese Lehre richtete sich zunächst gegen orientalische und südeuropäische Sonnengötter, die es zu verdrängen galt. Später haben durch diese Festlegung der Geburt Jesu auf die Zeit der

Wintersonnenwende germanische Vorstellungen von mütterlich-bräutlichen Heilbringerinnen sich mit der christlichen Lehre gemischt und zu den Vorstellungsverbindungen geführt, wie wir sie im Christkind des Elsaß finden[1].

Diese wenigen Beispiele des Brauchtums, das im Elsaß in seiner deutschen Eigenart noch vielfach lebendig ist, zeigen, daß bei unsern Nachbarn auf dem linken Rheinufer germanisch-deutsche Art durch Jahrhunderte treu bewahrt worden ist und zwar in der Färbung, die sie auch bei den alemannischen und fränkischen Stammesgenossen auf dem rechten Rheinufer aufweist. Und diese deutsche Art ist nicht etwa durch Einfluß neuerer Zeit in das Elsaß hineingetragen worden, sondern altererbter Besitz. Denn das linke Rheinufer ist schon in vorchristlicher Zeit von Germanen besiedelt worden. Diese Siedlung im Südwesten wurde im ganzen abgeschlossen durch die Einwanderung der Alemannen in das Elsaß im 3. bis 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung und im einzelnen fortgesetzt durch ständige Zuwanderungen aus dem rechtsrheinischen Deutschland.

Deshalb sind schon aus blutmäßiger Bindung die besten Elsässer allezeit zäh für Pflege und Wahrung deutscher Art eingetreten und dachten und sprachen auch in der Zeit politischer Trennung vom deutschen Reich wie der elsässische Professor Eduard Reuß, der 1838 schrieb: „Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur ein Volk. Schlachten und Welthändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen, aber die Herzen scheiden sie nicht."

---

[1] Über diese und andere deutsche Bräuche im Elsaß vgl. Fehrle, Deutsches Volkstum im Elsaß, Junker und Dünnhaupt Verlag, Berlin 1941.

Die mittelalterliche Dichtung im Elsaß

Von

Friedrich Panzer

Im Jahre 780 überreichte Adam, Sohn des Haynhard, in Worms Karl dem Großen eine Abschrift der lateinischen Grammatik des Diomedes, die er auf Befehl des Herrschers gefertigt hatte; er ward dafür mit Verleihung der Abtei Maasmünster belohnt. Ein fürstlicher Preis fürwahr; die deutsche Buchhändler- und Geistesbörse notiert den Kurswert lateinischer Grammatiken heute beträchtlich niedriger. Adam war Elsässer; sein fruchtbar weinreiches Vaterland, sagt er in den dankenden Versen, die er der Grammatik anhing, sei die Alsatia felix, das glückselige Elsaß.

Alsatia felix! Ja, Gott war, so würden unsere mittelalterlichen Dichter sich ausgedrückt haben, in einer süßen Laune, da er dies Land schuf in der unvergleichlichen Schönheit seiner Erscheinung: Licht und Glanz der breiten Ebene, hüben und drüben von hohen, ernsten Waldgebirgen eingefaßt und zusammengehalten; in der Mitte, durch wasser- und baumreiche Auen hochflutig dahinrinnend, der helle Strom, bereit zu bequemer Verfrachtung des Reichtums an Korn und Obst und Wein, der dies Land zu allen Zeiten als Deutschlands Speisekammer, Weinkeller und Kornscheuer hat preisen lassen, als „ein rechte Schmalzgrub und gleichsam gelobtes Canaan“, wie ein Schriftsteller des 17. Jahrhunderts das ausdrückt.

Alsatia felix: ob Reichtum und Glanz des Landes seinen Bewohnern nur Segen gebracht hat? Die zwei Jahrtausende seiner Geschichte, die wir überschauen, widerhallen von Kriegslärm, der selten auf längere Zeit hin völlig verstummte, und

bei Colmar liegt das Lügenfeld, wo ein Heerführer von den Seinen verlassen, ein Vater von den eigenen Söhnen bekämpft ward . . . Aber zwischen alledem hat doch eine reiche Kultur sich im Lande aufzubauen vermocht, und selbst aus jener lange verrauschten Epoche des Mittelalters, in dessen Grenzen unsere Betrachtung sich einzuschließen hat, sind Zeugen regen geistigen und künstlerischen Lebens in stolzen Bauten und manch altem Pergament übriggeblieben. Wenden wir, wie es unsere Aufgabe ist, der Dichtung unsere ganze Aufmerksamkeit zu, so muß freilich im vorhinein gesagt werden, daß ihre Überlieferung in weitem Maße zufällig und im ganzen außerordentlich lückenhaft ist. Weit gespannt sind die Zwischenräume, in denen Werke hohen Ranges uns begegnen; nur in solchen aber können wir hoffen, bedeutsame, für Volk und Landschaft bezeichnende Züge zu erkennen, wie man sie von einem Lande erwarten dürfte, das, seit sein Name auftaucht, dauernd und fast ungestört von Menschen eines Schlages bewohnt war. Alemannen haben hier zu Beginn des 5. Jahrhunderts sich für die Dauer niedergelassen auf einem Boden, auf dem eine ältere gallische Bevölkerung schon seit Cäsars Zeit, also seit dem 1. Jahrhundert vor Christus, bereits von Germanen verdrängt gewesen scheint. Die Alemannen selbst aber mußten noch am Ende des Jahrhunderts, das ihre Festsetzung im Lande gesehen hatte, erleben, daß ihre politische Selbständigkeit an die südwärts vordringenden Franken verloren ging. Früher als das übrige Alemannien wurde das Elsaß dem fränkischen Reich als Verwaltungsprovinz einverleibt und mit einem fränkischen Adel durchsetzt. Nur anfangs selbständiges Herzogtum ward und blieb es, mit gewissem Abstande, doch bald dem Herzogtum Schwaben angegliedert und damit in feste und dauernde Bindung an das Ostreich gebracht, wie sie bis in die Neuzeit hinein sich behauptete.

Die frühzeitige Eingliederung in das fränkische Reich hat dem Elsaß die Bekehrung zum Christentume früher gebracht als den übrigen Alemannen. Es entstand oder erneute sich in

der alten Römerstadt Straßburg ein Bistum, das ursprünglich das ganze Elsaß umfaßte, erst später dem Bistum Basel den Süden des Landes überließ. Klöster erwuchsen schon zur Zeit der Irenmission. Die angelsächsische Sendung machte sich nicht unmittelbar geltend, aber der Westgote Pirmin, der nach seiner Vertreibung von der Reichenau im Elsaß eine reiche Wirksamkeit entfaltete — er richtete u. a. Murbach ein —, stand mit Bonifacius in naher Verbindung; nicht umsonst erzählte Teutramnus, der Hüter des Straßburger Münsters, er habe den Bonifacius in dessen Todesstunde durchs Münster schweben sehen. So trat auch das elsässische Christentum zeitig in die feste Organisation der Reichskirche mit ihrer Unterwerfung unter das römische Papsttum.

Die Verchristung des Elsaß führte einen Wandel herbei, der mit Notwendigkeit auch im Felde der heimischen Dichtung sich auswirken mußte.

Echte Dichtung ist immer Ausdruck des Lebens, das sie, in seinem Wesenhaften durchleuchtet, den Zeit- und Volksgenossen vor Augen stellen möchte. Sie ist darum auch bis ins Kleinste der Form von der Weltsicht der Gemeinschaft geprägt, aus der sie aufgestiegen ist. Das germanische Heidentum sah die Welt aber mit sehr wesentlich anderen Augen als das Christentum. Die heimische Religion war Gegenstand einer Dichtung hymnischer und epischer Art gewesen, die wir uns ähnlich den allein erhaltenen skandinavischen Götterliedern der Edda denken dürfen, und durchwaltete ein Brauchtum, das in kultischen Spielen auch zu dramatischer Gestaltung sich erhob. Wenn diese Dichtung in ganz Deutschland fast ohne Spur und Nachklang untergegangen ist, so haben wir das in erster Linie der eifernden Feindseligkeit der Kleriker zu danken, denen sie begreiflich ein Stein des Anstoßes auf ihrem Wege war. Mit ihr zugleich jene heidnische Weltsicht zu vernichten, aus der jene Dichtung geboren war, ist nicht gelungen. Man braucht nur etwa Adolf Stöbers elsässisches Sagenbuch aufzuschlagen, um sich zu überzeugen, daß im Elsaß wie im

übrigen Deutschland zwar die alten Götternamen bis etwa auf das „Wüetisheer" verschollen, aber doch die germanische Betrachtung der Lebensrätsel und der Natur hinter der Kulisse des Kirchenglaubens geblieben ist; nur hat sie freilich in der langen Verfolgung durch die Kleriker etwas Scheues und Nächtiges erhalten und wurde von ihnen, die nur erniedrigen konnten, wovon sie selbst sich geistig keineswegs zu befreien wußten, mit widriger Teufelsatmosphäre umwittert.

Nicht ganz so schlimm ist es dem zweiten großen Bereiche germanischer Dichtung, unserer Heldensage, ergangen. Auch hier freilich ist das Meiste und Beste verloren, aber es lassen immerhin vereinzelte Trümmer wie das Hildebrandlied die Pracht des Verschwundenen ahnen und vor allem lebt sein starker Nachhall in den sog. Volksepen unseres hohen Mittelalters weiter. Diese Dichtung war gemeingermanisch, auch die Alemannen und das Elsaß im besonderen hatten an ihr tätigen Anteil genommen. Freilich ist gerade jene Heldensage, der wir mit Zuversicht elsässischen Ursprung zuschreiben können, beinahe am schlechtesten von allen überliefert. Ich meine die Harlungensage, die an das im ganzen Mittelalter zum Elsaß gerechnete Breisach sich knüpft. Dort wohnten, wie sie erzählt, die jugendlichen Brüder, denen der wölfische Ermanrich, König von Rom, ein frühes Ende bereitet, da er sie auf Verleumdung seines treulosen Ratgebers Sibich hängen ließ, dort hauste ihr Hüter, Erzieher und Rächer, der treue Eckard, den noch unsere Volkssage kennt, dessen Gedächtnis auch noch der Eckardsberg festhält, der südlich vom alten Breisacher Burghügel am Rheine aufragt. Die Sage ist eine sehr merkwürdige Mischung, da in ihr geschichtliche Überlieferungen von dem Gotenkönig des 4. Jahrhunderts, Ermanrich, sich die Gestalten der Harlungen und Eckards einverleibten, die in den Mythenkreis des alten Totenheeres, der wilden Jagd, gehören. Die Vereinigung mag im Elsaß selbst vollzogen sein. Von den italischen Ostgoten übernahmen die Alemannen die alten Gotengeschichten und brachten sie mit heimischer Volkssage in Verbindung: ein

schöner Dank der Alemannen an den großen Gotenkönig Theoderich, der beim Frankeneinbruch schirmend die Hand über sie gehalten.

Bekannter als diese Harlungengeschichte ist eine andere Heldensage, die auch ihren Schauplatz ins Elsaß verlegt: die Geschichte von Walther von Aquitanien; von den Hunnen flüchtend, denen er vergeiselt war, hat er Braut und Schatz, die er mitgeführt, am Wasgenstein in heroischen Kämpfen zu verteidigen gegen den König Gunther und seine Recken. Sie ist der Gegenwart aus dem oft übersetzten, auch in Scheffels Eckehard eingegliederten lateinischen Gedichte bekannt, in dem der St. Galler Mönch Eckehard I. im 10. Jahrhundert sie gestaltet hat. Seine Quelle war gewiß ein alemannisches stabreimendes Gedicht, wie der Stoff vorher und nachher auch in angelsächsischer und mittelhochdeutscher Dichtung behandelt wurde, wovon leider nur Bruchstücke auf uns gekommen sind. Es ist aber doch recht zweifelhaft, ob wir es hier mit einer ursprünglich elsässischen Sage zu tun haben. Denn Walther ist bei Eckehard Fürst von Aquitanien und heißt in allen deutschen Zeugnissen Walther von Spanien. Die Verlegung seiner Kämpfe an den Wasgenstein könnte auf einem Mißverständnis beruhen, da alte Glossen den Namen „Aquitania“ mit „Wascono lant“ verdeutschen, was aber „Land der Basken“ bedeutet. Von Haus aus möchte Walther ein westgotischer Held gewesen sein, doch ist die Vorgeschichte der Sage noch durchaus ungeklärt.

Überlieferungen literarischer Art haben wir aus dem Elsaß erst aus der Zeit nach der Bekehrung, als mit dem Christentum Hand in Hand die antike Bildung einrückte und ein Studium forderte. Ausgewirkt hat sich das erst unter Karl dem Großen, dem die antike Überlieferung wesentlich Mittel war zum Zwecke der Festigung des christlichen Staates und seiner Kirche, christlicher Sittigung und Bildung.

Die Aneignung des Christentums war im weitesten Maße zunächst notwendigerweise ein sprachlicher Vorgang. Sollten

die den Germanen vielfach völlig unbekannten christlichen Begriffe eingeführt werden, so galt es zunächst Bezeichnungen dafür in deutscher Sprache zu schaffen. Eine ausgedehnte Übersetzertätigkeit tat dafür not, an der auch das Elsaß beteiligt ist. Bischof Bernold von Straßburg, ein Sachse von Geburt, hat sich darin lebhaft betätigt; erhalten ist davon leider nichts. Reiche Überlieferung solcher Übersetzungen ins Althochdeutsche sind uns dagegen aus Murbach geblieben, das stärkste Anregungen von der Reichenau empfangen hatte. Daß freilich die herrliche Isidorübersetzung, die mit ihrer Kraft und Freiheit im Gebrauch der Muttersprache alles andere weit hinter sich läßt, dort entstanden wäre, ist wenig glaublich; sie mag eher nach Westfranken gehören.

Mit Dichtung haben diese Dinge nichts oder nur mittelbar zu tun. Die bedeutendste geistliche Dichtung dieser Zeit auf hochdeutschem Boden aber ist wirklich im Elsaß entstanden. Sie ging aus dem Kloster Weißenburg an seiner Nordgrenze hervor.

Dies Kloster war eine der ältesten geistlichen Stiftungen des Landes, im 7. Jahrhundert begründet und früh zu Landbesitz und Reichtum gekommen. Sprachlich lag es nicht mehr im alemannischen Bereiche. Man sprach dort ein mit alemannischen Bestandteilen durchsetztes Fränkisch, das unsere Sprachwissenschaft als südrheinfränkisch bezeichnet.

In dieser Sprache redete und schrieb der Weißenburger Mönch Otfried sein Evangelienbuch, wie er selbst das umfangreiche Werk benannt hat, das er um 870 vollendete. Der Name deutet an, was von ihm zu erwarten ist: es ist eine im ganzen ängstlich treue Wiedergabe jener Abschnitte der Evangelien, die in der Kirche als Predigttexte vorgeschrieben waren. Die Dichtung beschränkt sich aber nicht auf bloße Erzählung der Heilsgeschichte, sondern zielt auf die seit Origenes aufgekommene dreifache Erklärung der Bibel: die historische, die mystische und die moralische. So ist jedem erzählenden Abschnitte ein zweiter angehängt, der den biblischen Text allegorisch aus-

deutet oder religiöse und sittliche Lehren an ihn knüpft. Schon hieraus erhellt der ausgesprochen theologische Charakter des Werkes. Gelehrte Bildung, die Otfried, wie er selbst berichtet, in der Klosterschule zu Fulda unter Leitung des hochberühmten Hrabanus Maurus genossen, hat ihn zu solcher Leistung befähigt.

Versuche, die evangelische Geschichte in poetischer Form zu erzählen, waren schon vor Otfried gemacht; in einem seinem Werke vorgesetzten lateinischen Briefe, in dem er dessen Approbation vom Erzbischofe von Mainz erbittet, nennt er selbst Juvencus, Arator und Prudentius als Vorgänger. Mit dichterischer Fassung in deutscher Sprache glaubt er der erste auf dem Plane zu sein; er wußte also nicht, daß schon ein Menschenalter vor ihm ein Sachse im Heliand, d. h. „Heiland", den gleichen Versuch, freilich in völlig anderer Form gemacht hatte. Auch von den angelsächsischen Dichtungen verwandten Inhaltes scheint er keine Kunde zu haben, auffällig genug für einen in Fulda erzogenen Mönch.

Der Abstand, der zwischen dem Heliand und Otfrieds Dichtung in der Auffassung und Darstellung des Stoffes besteht, ist gewaltig. Dort, im Heliand, ein Werk des Überganges, in dem bodenständig germanische Haltung und Weltsicht mit der so ungeheuerlich abweichenden christlichen aufs seltsamste verschlungen ist, ein grandioser Versuch, den widerstrebenden Stoff mit germanischem Lebensgefühl zu durchdringen, die demütige christliche Rede zum stolzen Bericht von dem Volkskönig zu erhöhen, dem Landeswart und Hüter der Burgen, der seine adeligen Gefolgsmannen in Treue um sich versammelt hält; die Darstellung in hohen Bogen weitschrittig dahinwallend, voll unantastbarer Feierlichkeit. Bei Otfried ist dagegen alles Eigene in demütiger Hingebung an das Fremde verleugnet. Der evangelische Bericht ist dazu gleichsam aus dem Öffentlichen ins Private, ins Kleine und Enge, ins Häusliche und Gemütliche gezogen und der Erzähler, der ein grausiger Stümper ist in allem und jedem, was künstlerische Form heißt, erreicht

hier am ehesten noch Eigenart und Wirkung. Er malt hier manches zu gefälligen kleinen Genrebildchen aus und durchdringt manchen Auftritt mit warm überströmendem Gefühl. Gelegentliche Eindeutschungen fehlen auch ihm nicht ganz — sie waren ja schon rein sprachlich nicht völlig vermeidbar —, aber sie greifen nirgends ins Innere. Ein völlig anderes Lebensgefühl als im Heliand durchwaltet diese Dichtung; es ist der Geist asketischen Mönchtums, dem das diesseitige Dasein ein Leben im „elilenti“ ist, von dem der Tod befreien wird: fliuh thia gegenwerti, so kumit thir fruma in henti! Im Heliand ist bei aller Anpreisung des Himmelreiches doch auch dies Leben noch Lust, diese Welt noch Wonne.

Solcher Abwendung von der germanischen Haltung des Heliand entspricht nicht bloß der Predigtstil in Otfrieds Gedicht, sondern auch seine äußere Form. Sie vollzieht eine höchst bedeutsame Wendung, indem sie den germanischen Stabreimvers durch den endreimenden ersetzt in Anlehnung an den vierhebig reimenden lateinischen Vers, wie ihn die kirchliche Hymnendichtung seit Ambrosius verwendete. Ob Otfried der Erste war, der diesen Schritt tat, mag dahingestellt sein. Jedenfalls hat er den Stabreimvers noch gekannt, dessen Stilformen auch in sein Gedicht hie und da hineinragen. Der Unterschied zwischen den früher und später verfaßten Abschnitten des umfangreichen Werkes läßt erkennen, wie mühsam Otfried selbst sich in die neue Form hineingearbeitet hat, ohne daß er freilich je gelernt hätte, sich mit Freiheit in ihr zu bewegen.

Der Wechsel, dem ja die ganze künftige deutsche Dichtung bis auf diesen Tag folgen sollte, war nichts weniger als ein bloßer Austausch bedeutungsloser Formen. Der germanische Stabreimvers war in seinem metrischen Bau wie in dem aufs engste damit verbundenen Stil nicht etwas Äußerliches, das man wegwerfen konnte wie ein abgetragenes Kleid. Er war im ausgesprochenen Maße weltanschaulich unterbaut, in germanischer Art und Weltsicht tief begründet. Die Stäbe standen in ihm durchaus auf den sinnschweren Silben; er war der

angemessene Ausdruck eines Stiles der Sachlichkeit und auch sein freier Rhythmus folgte der lebendigen Rede mit jenem beweglichen Anschluß, der die Sachlichkeit ihres Gehaltes sicherte, da er sich in kein selbstherrliches Schema zu pressen brauchte. Diese Hervorhebung der sinnschweren Wörter, die der Rhythmus heraushob und noch der gleiche Anlaut umglühte, unterstützte wesentlich jenen Stil voll Glut und Leidenschaft und höchster Gespanntheit, der altgermanischer Epik ihr einzigartiges Gepräge gibt.

Mit der neuen Versform wurde das alles ganz anders. Der Reim hängt überwiegend gerade an den sinnarmen Wortendungen, hat also mit Sinn und Gehalt nichts mehr zu tun und führt ein musikalisches Prinzip ein, das mit seinem Klingklang eher vom Gehalte ablenkt zugunsten eines ganz allgemein nur künstlerisch wirkenden Formelements.

Ich sagte schon, wie schwer es dem reimenden Mönche geworden ist, die fremde Form mit deutscher Sprache auszugießen. Er hat in dem vorerwähnten Briefe an den Mainzer Erzbischof sich bitter beklagt über die „agrestis lingua", die bäurische Sprache und ihre „verba inculta", ungepflegten Wörter, die er in beschwerlichem Gegensatz findet zu der „planities", der Glätte lateinischer Rede. „Glatt wie Elfenbein" ist sein ausgesprochenes, sehr undeutsches Stilideal. Er ist derart vom Latein her bestimmt, daß er in die lächerliche Vorstellung verfällt, die deutsche Rede sei fehlerhaft, weil ihre Wörter häufig ein anderes Geschlecht zeigen als die entsprechenden lateinischen oder einen Singular gegen einen lateinischen Plural. Dabei aber ist er einsichtig genug, es seltsam zu finden, daß kluge und geistig bewegliche, große und heilige Männer der Deutschen sich sorgfältig um eine fehlerlose Beherrschung der lateinischen oder griechischen Sprache bemühen, aber nichts für die Ausbildung ihrer Muttersprache tun. Und in dem gereimten Eingangskapitel, in dem er Ausgang und Absichten seiner Dichtung erläutert, erklärt er, ihn habe sehr wesentlich die Tatsache bestimmt, unter den Franken, die

nicht minder kühn seien als die Römer, und alle Nachbarn mit den Waffen überwunden hätten, endlich auch eine Dichtung in ihrer eigenen Sprache entstehen zu lassen, die wie die römische die Ruhmestaten des eigenen Volkes bewahrte. Solch neuer Dichtung sieht der Mönch freilich als Zweck und Gehalt ausschließlich gesetzt den Christengott in deutscher Sprache zu preisen.

Nach all dem sinnig-unsinnigen Gerede dieser Ausführungen hat es den Anschein, als ob der Verfasser niemals etwas davon gehört habe, daß die Deutschen längst eine höchst ausgebildete Dichtung besaßen, die sich an künstlerischem Werte der römischen mehr als an die Seite stellen durfte. Und doch weiß er sehr gut, daß es Gesänge in fränkischer Sprache gibt. Aber die fremde Lehre und das römische Beispiel haben ihm den Sinn verwirrt, er schilt diese Dichtung und ihren Gehalt unnützes Zeug, „rerum sonus inutilium“, und hofft, diesen „laicorum cantus obscenus“, unanständigen Gesang der Laien, durch sein trost- und hilfloses Gestammel zu verdrängen. Er bewundert den fränkischen Staat und will ihm dienen, für das Innerste seines Volkes hat er doch nicht Kopf noch Herz.

Wie zerstörend die von Otfried eingeleitete und nach ihren Absichten nachdrücklich vertretene Wendung sich auswirkte, zeigt die Tatsache, daß das folgende 10. Jahrhundert nahezu völlig leer ist von einer dichterischen, ja beinahe von jeder Art Überlieferung in deutscher Sprache überhaupt. Erst im 11. Jahrhundert baut sich unter den Geistlichen mühsam eine kirchliche Dichtung in deutscher Sprache wieder auf. Das Elsaß bleibt daran, soweit unsere Überlieferung reicht, unbeteiligt. In dem großen Kirchenstreite war seine Stellungnahme geteilt: die herrschenden Gewalten überwiegend auf der Seite des Kaisers, zu dessen treuesten Anhängern die Bischöfe von Basel und Straßburg gehörten, die Klöster auf der Seite des Papstes. Die Hirsauer Bewegung, von den östlichen Stammesgenossen in Schwaben literarisch früh und eifrig vertreten, hat hier einen so prächtigen Bau wie Murbach und leidenschaftliche Streit-

schriften für den Papst, aber nichts Dichterisches in deutscher Sprache hervorgelockt.

Erst der große Umschwung zu weitgehender Säkularisierung deutschen Lebens, der mit dem 12. Jahrhundert einsetzte, rief das Elsaß wieder auf den Plan. Das Zeitalter der Staufer führt seine glänzendste mittelalterliche Epoche herauf. Seit Friedrich von Staufen 1079 die Herzogsgewalt in Schwaben und Elsaß in die Hand nahm, erlebte das Land einen mächtigen Aufschwung auf allen Gebieten. Die Staufer vereinigten im Elsaß das ausgedehnteste Familiengut bald mit der öffentlichen Gewalt. Schon jener erste staufische Friedrich war eine hervorragende Persönlichkeit und verstand den Elsässer Besitz vortrefflich zu organisieren, indem er vom Süden bis zur Nordgrenze den Ostrand der Vogesen mit zahlreichen Burgen besetzte; scherzhaft sagte man von ihm, er führe am Schwanze seines Rosses eine Burg mit, wohin immer er komme. Diese Burgen hatten nicht bloß militärische Bedeutung, sie wurden zugleich die Stützpunkte einer trefflich durchgegliederten Verwaltung, die die reichen Erträgnisse des fruchtbaren Landes für das Königtum nutzbar machte. Der Stand der Ministerialen, die durch Zuzug aus Schwaben verstärkt die vielen Burgen besetzten, blühte mächtig empor, mit ihnen die Ministerialen in den Bischofsstädten. Das Land wird Mittelpunkt des Reiches und seiner Regierung, wird der Bereich, in dem „maxima vis regni esse noscitur“, wie Otto von Freising gesagt hat. Friedrich Rotbart erbaut aus rotem Marmor die Pfalz in Hagenau und bewahrt in der obersten Kapelle des Torturms die Reichskleinodien. Hagenau wird eine Art Residenz, die zahlreiche Reichstage und alle Großen der Zeit in ihren Mauern sieht. Noch Friedrich II. erklärt das Elsaß für das geliebteste seiner Erbländer. Auf den Burgen wie in den aufblühenden Städten bildet sich eine höfische Gesellschaft, der das die Zeit bestimmende französische Vorbild nahe genug liegt. Neben den Burgen erwachsen landauf und landab prächtige kirchliche Bauten und deutsche Dichtung erhebt auch im Elsaß wieder ihr Haupt.

Das erste weltliche Gedicht des Elsaß in deutscher Sprache ist der Reinhard Fuchs, von einem Heinrich in den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts verfaßt. Wir wissen nicht, wer der Dichter war. Daß er im Elsaß daheim war, bezeugt seine Sprache und Anspielungen auf elsässische Persönlichkeiten und Verhältnisse. Das Gedicht ist in seiner Urgestalt nur zum kleineren Teile überliefert, vollständig in einer Bearbeitung, die seinem Verfasser den Beinamen „der glichezaere“, d. h. der Gleißner, gibt. Es ist neuerdings wahrscheinlich gemacht, daß hier Mißverständnis und Verderbnis des ursprünglichen Textes vorliegt; die Bezeichnung bezog sich ursprünglich auf den Helden des Gedichtes, den Fuchs.

Das Gedicht folgt einer französischen Quelle, dem sog. Roman de Renard, ein Titel, der eigentlich irreführend ist, denn es handelt sich bei ihm um die ganz lose Aneinanderreihung kleiner zu verschiedenen Zeiten entstandener Einzelerzählungen, der sog. Branchen. Die uns erhaltenen sind teilweise jünger als die Vorlagen, die Heinrich unmittelbar benützte und weichen in Einzelheiten mehrfach von ihm ab.

Der Stoff gehört der sog. Tiersage an, Tiere sind die Helden des Gedichtes, Menschen haben nur gelegentliche Nebenrollen. Erster Held ist der Fuchs Reinhard, neben ihm tritt besonders der Wolf, Isengrin genannt, hervor. Die Tiere haben alle Namen und zwar wie die beiden schon genannten fast ausschließlich Namen germanischer Herkunft. Der Rabe etwa heißt Diezelin, der Kater Dieprecht, der Esel Baldwin, der Bär Brun usw. Nur vereinzelt begegnen französische Namen wie Schantecler für den Hahn und Pinte für die Henne. Was erzählt wird, sind eine Reihe von Abenteuern, die dem Fuchs begegnen, der alle anderen Tiere zu betrügen versucht oder wirklich betrügt, besonders den Wolf in Schaden bringt und noch weiter dadurch kränkt, daß er seine Frau Hersant entehrt; erst der Schluß, der von einer Erkrankung des Löwen, der König der Tiere heißt, und einem großen Hoftag erzählt, den er zur Verurteilung des Fuchses abhält, gibt einen grö-

ßeren, vielgestuften Zusammenhang: der Fuchs betrügt abermals alle seine Ankläger und vergiftet am Schlusse auch den Löwen.

Heinrichs Epos hat die loseren Branchen seiner Vorlage wenigstens zu einem leidlich geschlossenen Aufbau vereinigt. Die französische Überlieferung entstammt durchaus jenen nördlichen und nordöstlichen Provinzen Frankreichs an der deutschen Sprachgrenze, die am dichtesten mit germanischer Siedlung durchsetzt waren. Und es kann kein Zweifel sein, daß diese Tiergeschichten im wesentlichen germanischen Ursprungs sind, von den Franken eingebracht; germanische Tiersage also, wie man es wieder mit einem Namen benennt, der stärkere Einheitlichkeit und festeren Zusammenhang vortäuscht, als in Wirklichkeit besteht. Denn es handelt sich bei dieser „Tiersage" tatsächlich um eine große Reihe einzelner Tiergeschichten, deren germanisch-nordischer Ursprung aus den germanischen Namen der Tiere wie aus der Tatsache erhellt, daß ursprünglich der Wolf Hauptspieler und der Bär König der Tiere war. Er wird durch den südlichen Löwen erst verdrängt, als diese nordischen Tiermärchen mit ihrem Eintritt in die Literatur mit der verstandesdürren griechisch-römischen Tierfabel in Verbindung kamen. Herausgetreten war sie aus dem deutschen Walde, geboren in einer Zeit und aus einer Lebensschau, der die Grenze zwischen Mensch und Tier noch durchaus fließend war, da der Mensch im kultischen Aufzug gerne in Tiermaske erschien und sich darin nach Werwolfart ins Tier verwandelt fühlte, da er in die eigenen, menschlichen Personennamen den Wolf, den Bären, den Adler hereinzog und so leicht auch umgekehrt die Tiere mit Menschennamen benennen konnte. Starke Tierliebe, wie sie für den Germanen fortdauernd bezeichnend blieb, gestaltet mit scharfer Beobachtung und dichterischer Phantasie diese Tiergeschichten. Viele von ihnen nehmen früh schwankartigen Charakter an; in den Händen der Geistlichkeit wurden sie ein bequemes Gefäß für verhüllte Satire auf geistliche und weltliche Zustände und Vorgänge. Ihre

ersten literarischen Formungen erscheinen im 10. Jahrhundert in lateinischer Sprache in derselben Gegend, in der später die Renardbranchen erwuchsen; aus einer niederländischen Bearbeitung dieses Renard, nicht aus dem elsässischen Gedichte, ist über mehrere Zwischenglieder hin der Reineke Fuchs geflossen, der unserer Gegenwart den Stoff in Goethescher Prägung noch allgemein geläufig macht.

Im Elsaß war schon im 10. Jahrhundert in Klosterkreisen ein kleines lateinisches Gedicht entstanden, das freilich nicht Tiersage im engeren Sinne heißen kann, da es seine Tiere nicht reden läßt. Es erzählt mit gutem Humor, wie einer Nonne oder Äbtissin Alverad eine Eselin vom Wolf zerfleischt wurde; auf ihr Schreien eilen die Nonnen wehklagend herbei, trösten aber Alverad, der Gott eine neue Eselin schenken werde. Die Geschichte erscheint salzlos, wenn man die Hintergründe nicht kennt, aus denen sie ihren Witz empfangen haben mag. Das Geschehnis wird nach Hoinburh verlegt, worunter wir das Kloster auf dem Odilienberge verstehen dürfen, so daß diese Alverad eine Vorgängerin der Herrad von Landsberg gewesen sein mag.

Mit Satire eigener Erzeugung, wie sie dies Gedicht ahnen läßt, ist auch der Reinhard Fuchs durchsetzt. Er erzählt, der König Löwe habe den Elephanten mit Böhmen belehnt, der aber dort gehörig zerbläut und wieder heimgejagt worden sei. Und die olbente, d. h. das Kamel, das der König als Äbtissin nach Erstein schickte, der alten kaiserlichen Abtei südwärts von Straßburg, wäre dort von den Nonnen mit Griffeln bearbeitet und in den Rhein gejagt worden. Es ist in vielfacher Diskussion noch nicht gelungen, diese sichtlich satirischen Anspielungen überzeugend aufzuklären. Daß die ganze Hoftagsgeschichte eine bösartige Satire gegen den deutschen Kaiser bedeute, ist vielleicht nicht gar zu wahrscheinlich, da sie ja mit fast allen Einzelheiten aus den Renard-Branchen stammt.

Ihren Höhepunkt erreicht aber die staufische Dichtung erst im Minnesang und höfischer Epik.

Abcontrafactur des Ehr=wůrdigen vnd hochgelehrten Herren / Martin Butzer / Diener des Euangelions Jhesu Christi zů Straßburg.



Abb. 5. Martin Bucer (1491—1551).
Nach dem gedruckten Holzschnittblatt von 1586.

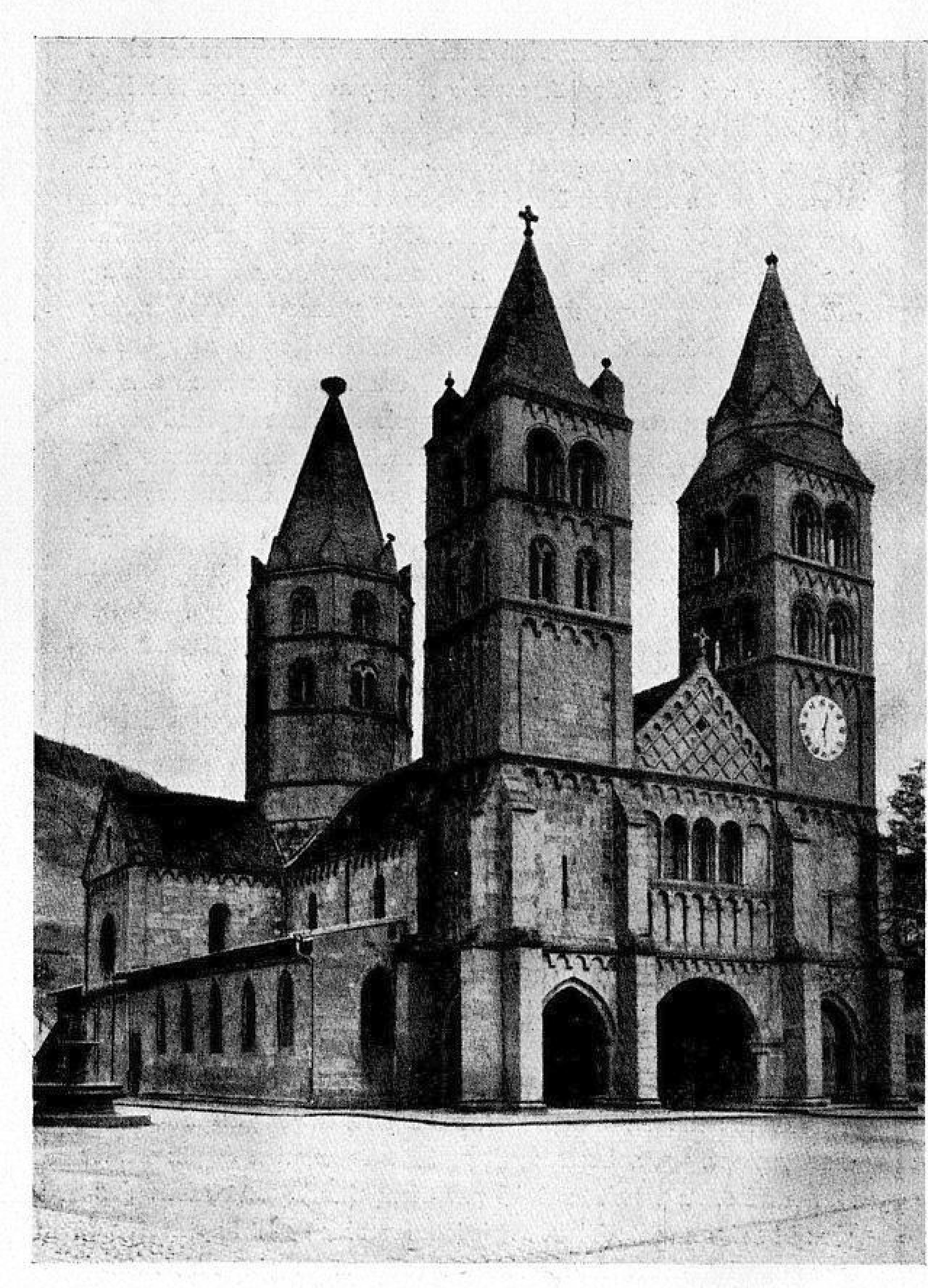


Abb. 6. Gebweiler, St. Leodegar.

Fragt man, wie weit das Elsaß an Entstehung und Ausbildung des Minnesangs beteiligt war, so tritt man leider auf recht unsicheren Grund. Innerhalb jener ersten Erscheinungsform, in der unser Minnesang noch völlig auf heimischem Boden steht, weist in der Überlieferung nichts nach dem Elsaß. Die ersten Einbrüche romanischer Vorbilder werden allerdings im Westen sichtbar, aber Heinrich von Veldeke, Friedrich von Hausen, Rudolf von Fenis, die hier in erster Reihe zu nennen wären, sind nord- oder südwärts vom Elsaß daheim. Einzig Ulrich von Gutenberg mag ihm entstammen, da wenigstens sein Wappen in der Manesseschen Handschrift mit dem jenes freiherrlichen Geschlechtes übereinzustimmen scheint, das nach der Gutenburg bei Diedolshausen unmittelbar an der französischen Grenze sich nennt. Sein Minneleich ist der erste erhaltene, der die in der geistlichen Sphäre entstandene Sequenz mit weltlichem Inhalt erfüllt; Kenntnis romanischer Dichtung wird in ihm deutlich sichtbar. Und mit einem gewissen Rechte könnte hier auch auf die Minnelieder Kaiser Heinrichs VI. verwiesen werden, der so oft im Elsaß weilte.

Vielleicht aber war ein Kind der elsässischen Erde auch jener Sänger, an dessen Kunst Walther von der Vogelweide sich emporgerankt hat, Reinmar der Alte. Auch dies ist freilich bloße Hypothese. Unsere Überlieferung nennt den Dichter ausschließlich Reinmar oder Reinmar den Alten. Gottfried von Straßburg rühmt in seinem Tristan, da er von Minnesang spricht, unter seinen Nachtigallen vor allem die von Hagenau. Diesen Sänger von Hagenau glaubt man verselbigen zu dürfen mit Reinmar dem Alten als dem bedeutendsten Minnesänger vor Walther von der Vogelweide. Völlig gesichert ist das nicht und wenn es zutrifft, so bleibt immer noch unsicher, ob der Name von Hagenau den Dichter zuverlässig ins Elsaß weist. Reinmars umfangreiche Dichtung zeigt mit nichts in Inhalt oder Form dorthin. Klar wird aus ihr hingegen, daß ihr Verfasser in sorgenfreier Stellung um 1190 herum in Österreich gelebt hat in nächster Beziehung zum herzoglichen Hofe. Da

es in Österreich nun ein dort heimisches freiherrliches Geschlecht von Hagenau gibt, dessen Angehörige die Urkunden in der Umgebung der Herzöge zeigen, so wäre die nächste Vermutung ja doch wohl die, daß Reinmar, wenn er von Hagenau hieß, diesem Geschlechte zugehörte. Er ist der zarteste unserer Minnesänger, ohne alle Sinnlichkeit und Wirklichkeitsnähe, ganz Gedanke, mehr Reflexion als Leidenschaft, zag und scheu, voll tiefer Schwermut, dahintrauernd in einer Liebe ohne Erfüllung, ja ohne jede Möglichkeit dafür, weil Erfüllung ohne Gnade das hochgespannte Ideal vernichten würde, das er sich in die Luft gebaut hat. Sein „leit mit zühten tragen", in Schönheit trauern ist sein Ziel. Es ist die Angst vor der enttäuschenden Verwirklichung, die noch den Dichter von heute ängstigen kann:

Ich lebe ja vom Traum,
Daß Du mich liebst.
Traum wird zum grauen Raum,
Wenn Du Dich gibst.
Bleib immer, wo Du stehst.
Du stehst so fern.
Du nahst mir und vergehst:
Bleib ferne, Stern!

Das ist genau die Haltung der sog. „hôhen minne", als deren erster und reinster Vertreter Reinmar erscheint.

Daß man im Elsaß im späteren 13. Jahrhundert auch den äußersten Gegensatz zu dieser spiritualistischen Dichtung zu schätzen wußte, zeigt jenes seltsame Relief, das um 1270, noch bei Lebzeiten des Dargestellten, im Straßburger Münster als Zwickelfüllung in den Wandarkaden des nördlichen Seitenschiffs angebracht wurde. Es stellt einen Mann dar, der, halb nach rückwärts gesunken, in der Linken eine Kanne hält, mit der Rechten führt er einen mächtigen Holzbecher an den Mund; daneben ist in gleichzeitiger Schrift eingemeißelt „Steinmar". Kein Zweifel, daß hier ein Bildnis des Schweizer Minnesängers

Steimar beabsichtigt ist, der neben Minneliedern gewöhnlichen Schlages Gesänge derb-naturalistischen Stiles verfaßt hat, darunter ein Herbstschlemmerlied, das sichtlich in diesem Relief illustriert ist. Steinmar muß im Gefolge seines Lehnsherrn Walther von Klingen nach Straßburg gekommen sein. Aus persönlicher Bekanntschaft heraus hat man ihm dies wunderliche Denkmal gesetzt, das in bester Übereinstimmung steht mit dem von der Manesseschen Handschrift Steinmars Liedern beigegebenen Bilde, auf dem sich uns ein mehrfiguriges Gelage zeigt.

Steinmar hat den Feldzug Rudolfs von Habsburg nach Österreich im Jahre 1276 mitgemacht, auf dem er dem Conrad von Hohenburg, genannt der Püller, begegnet sein muß, der im gleichen Heere zog. Seine Burg stand bei Wasichenstein; von ihm sind mehrere Minnelieder erhalten. In Österreich, fand er, ist gut sein, aber er sehnt sich doch von Wien zurück an den Rhein und zu der Geliebten. Auch hier drängen sich also realistische Züge in den sonst so unwirklichen Minnesang. Auch der unbedeutende Gösli von Ehenheim, dem der Straßburger Bischof 1246 seine Burg bei Unterehnheim zerstörte, vielleicht auch ein gewisser Hawart gehören ins Elsaß; seine Äußerung gegen Juden und Ketzer würden wenigstens recht wohl auf elsässische Verhältnisse der Zeit passen.

Ist so der gesicherte Anteil des Elsaß am Minnesang auffallend unbedeutend, gemessen an der Rolle, die das Land sonst in staufischer Zeit spielte, so tritt es in der höfischen Epik mit einer überragenden Glanzleistung hervor in dem Tristan Gottfrieds von Straßburg.

Über die Persönlichkeit dieses Dichters Näheres auszusagen, ist leider fast unmöglich. Denn es versagt bei ihm auch die Quelle, aus der wir sonst, wenn andere Zeugnisse fehlen, immer noch einige Aufklärung zu schöpfen vermögen: das eigene Werk des Dichters. Völlig ins Innere gekehrt, läßt es nirgends etwas von den äußeren Lebensumständen seines Verfassers sichtbar werden und selbst sein Name wird nicht von ihm mitgeteilt.

Nur aus den vielen Äußerungen, die der Glanz des Tristan Zeitgenossen entlockte, wissen wir, daß Gottfried von Straßburg sein Verfasser war. Ob dies „von Straßburg“ bedeutet, daß er ein — urkundlich freilich unbezeugtes — Mitglied einer Familie „von Straßburg“ war, die, aus Basel nach der Illstadt zurückgewandert, uns dort am Anfang des 13. Jahrhunderts mehrfach in Urkunden begegnet, oder ob dies „von Straßburg“ nur Herkunftsbezeichnung ist, bleibt dahingestellt. Daß Gottfried aus dem Elsaß und doch wohl aus Straßburg stammte, wird jedenfalls durch seine Sprache wie durch die Überlieferung seines Gedichtes nahegelegt, die großenteils nach dem Elsaß weist. Ein Akrostichon in dem strophischen Eingang seines Epos liefert den Namen Dieterich. Daß dieser Name einen Gönner, vielleicht Besteller der Dichtung oder Bereitsteller ihrer französischen Vorlage meine, ist wahrscheinlich; wer der Genannte aber ist, bleibt dunkel.

Auch über den Stand des Dichters hat es schon ein vielfaches Rätselraten gegeben. Wo er erwähnt wird, heißt er nicht Herr, sondern Meister Gottfried; auch die Manessesche Handschrift nennt ihn so und stellt ihn, ihre Dichter nach Ständen ordnend, in die Gruppe der bürgerlichen, städtischen und geistlichen Dichter, gibt ihm auch kein Wappen. Sicher ist, daß er eine Bildung in lateinischer Sprache und antiker Mythologie zeigt sowie eine rhetorische Schulung, die nach mittelalterlichen Verhältnissen nur an einer Dom- oder Klosterschule sich erwerben ließ; der Titel Meister könnte bei ihm geradezu bedeuten, daß er die Magisterwürde an einer Universität erworben hätte, wohl in Paris, was seine tadellose Kenntnis des Französischen gut erklären würde. Jedenfalls muß unser Dichter im höfischen Gesellschaftskreise gelebt haben. Wenn dabei das berufsmäßig Ritterliche, das Militärische, Soldatische in seinem Werke mit vollem Bewußtsein zurückgedrängt wird hinter dem rein Gesellschaftlichen, so könnte das auch dahin deuten, daß des Dichters Hand den Griffel dauernder gehalten habe als Schwert oder Lanze. Die Abfassungszeit des Werkes

ist auch aus ihm selbst nicht ohne weiteres zu ersehen. Die Beziehungen anderer Dichtungen auf den Tristan lassen ihn um 1210 ansetzen.

Das Werk gehört in den Kreis jener höfischen Epik, die formal von Heinrich von Veldeke begründet ist. In seiner ersten Nachfolge schon entstand eine ältere Bearbeitung des Tristanstoffes durch Eilhard von Oberge, einen Ministerialen Heinrichs des Löwen aus der Braunschweiger Gegend. Heinrichs Gattin Mathilde, Tochter der in Geschichte und Dichtungsgeschichte viel genannten Eleonore von Poitou, mag ihm die französische Vorlage verschafft haben. Gottfried hat Eilhards Werk gekannt und in Kleinigkeiten benützt. Er folgt aber einer anderen französischen Vorlage, und der Geist und die von ihm geschaffene Form seines Werkes zeigen aufs eindringlichste, welch rasche Entwicklung die deutsche Dichtung innerhalb jener zwei Jahrzehnte zwischen 1190 und 1210 durchlaufen hat.

Der Tristanstoff ist keltischen Ursprungs wie die Artussage, die dem höfischen Epos überwiegend seinen Inhalt gab. Aus keltischer Sage und Dichtung ist er zu den Franzosen gewandert und hat dort mannigfache Bearbeitung erfahren. Gottfried schloß sich dem Gedichte des Anglonormannen Thomas an, in dem der Stoff bereits völlig in feinere höfische Formen hinübergespielt erscheint. Gottfried hat sich im Gange des Ganzen eng an Thomas angeschlossen und doch im einzelnen und in der Form volle Selbständigkeit behauptet.

Alles bisher Gesagte liegt durchaus auf der allgemeinen Bahn dieser höfischen Epik. Ähnlich haben Veldeke, Eilhard, Hartmann französische Vorlagen nicht übersetzt, sondern frei bearbeitet, im einzelnen selbständig und mit Abweichungen und Weiterführungen, die wenigstens dem deutschen Leser vielfach als Vorzüge gegenüber dem französischen Urbilde erscheinen. Und doch fällt Gottfrieds Werk aus der langen Reihe heraus, da es alles, was diese Literaturgattung an neuem Gehalt und neuer Ausdrucksform gefunden hat, auf einen nicht mehr überbietbaren Höhepunkt hinaufgesteigert zeigt.

Sie kennen alle die Umrisse der Handlung des Tristan aus Richard Wagners Musikdrama. Die Liebe zwischen Tristan und Isolde, der Gattin seines Oheims, des Königs Marke, ist ihr Gegenstand. Gottfried hat den Stoff in allem Äußerlichen der Überlieferung gemäß, die er vorgefunden, innerlich aber, von seiten der gedanklichen und sittlichen Durchleuchtung der erzählten Vorgänge, in höchst eigenartiger Weise gestaltet. Hat Goethe den vorher besprochenen Stoff von Reinhard dem Fuchs als eine „unheilige Weltbibel“ bezeichnet, so könnte man Gottfrieds Werk eine „unheilige Legende“ nennen. Es ist nicht mit Unrecht gesagt worden, daß Tristan und Isot von Gottfried als „Minneheilige“ dargestellt seien, die wie die Heiligen der Kirche zur „imitatio“, als Vorbilder zur Nachahmung aufrufen, ja indem sie ihre Überzeugung mit Martyrium und Tod erwiesen und besiegelten, über das Grab hinaus eine Wunderkraft bewähren, die alle Liebenden in ihrer Haltung zu stärken vermag.

In einem strophischen Prolog spricht der Dichter sich aus über Ziel und Sinn seines Werkes. Der Gesellschaft, mittelhochdeutsch heißt das „der werlde“, ist seine Dichtung bestimmt, aber nur ihrer feinsten Auslese, den „edelen herzen“, das sind diejenigen, die bereit sind, mit allen Folgen auf sich zu nehmen, was die höchste Macht an Versittlichung und adelnder Erziehungskraft in sich hält, die Liebe, die Liebe mit und trotz dem Leid, das sie unweigerlich mit sich führt,

> diu samet in eime herzen treit
> ir süeze sûr, ir liebez leit,
> ir herzeliep, ir senede nôt,
> ir liebez leben, ir leiden tôt,
> ir lieben tôt, ir leidez leben.

Dieser Welt allein will der Dichter „geweltet“ sein, ohne Leid gibt es keine Liebe: swem nie von liebe leit geschach, dem geschach ouch liep von liebe nie.

Dies Liebesglück und Liebesleid aber hat höchste und reinste

Verleibung erfahren in den Helden seiner Erzählung, in Tristan und Isolde. Sie werden vom Dichter hingestellt als das große Wunschbild edler Liebe, liebender Treue und Reinheit. Ihr Leben und Sterben sind exemplarisch für die Ewigkeit.

> Ir triuwe, ir triuwen reinekeit,
> ir herzeliep, ir herzeleit,
> deist aller edelen herzen brôt.
> hie mite so lebet ir beider tôt.
> Ir leben, ir tôt sint unser brôt.
> sus lebet ir leben, sus lebet ir tôt.

Nicht umsonst klingen hier immer wieder die sakramentalen Worte „Tod" und „Brot" auf.

Von vorbildlicher Treue und Reinheit Tristans und Isoldens also wird hier mit Nachdruck gesprochen.

Treue und Reinheit an Tristan und Isolde, den Ehebrechern, den listigen Betrügern? Sie das Vorbild aller Liebenden, aller Edlen?

Die Zeit und die besondere Einstellung des Dichters machen das Seltsame verständlich.

Dem Ritterstande als Gesellschaft wurde die Frau Bringerin der Kultur, der Sittigung. Man muß die Lieder des ersten Troubadours, die Lieder Wilhelms IX. von Poitou, Herzogs von Aquitanien lesen, um zu begreifen, was das bedeutete. Über den rüden Ton der Lieder, die an seine „companhos" sich wenden, heben sich himmelhoch die anderen, die voll Schwärmerei an die vornehme Dame gerichtet sind, der der Dichter seinen Liebesdienst widmet, die bestimmt sind, in der Gesellschaft vornehmer Frauen am Hofe vorgetragen zu werden. Im Dienste der verehrten Frau hebt, reinigt, sittlicht sich der Ritter aus der Roheit männisch-soldatischer Umgangsformen, Minne ist die große Erzieherin, deren Unterricht und Bildung sich kein Edler entziehen darf. Liebe, sagt Gottfried, ist ein so selig Ding, ein so beglückendes Ringen, daß niemand ohne ihre Unterweisung Tugend noch Ehre hat. Die Troubadourlyrik

lehrt uns, daß die Damen, denen Minnelieder und Minnedienst galten, gewöhnlich verheiratete Frauen waren. „Causa conjugii ab amore non est excusatio recta“, heißt die erste Liebesregel des Kaplans Andreas. Das neunte Liebesurteil besagt: „Maritalis affectus et coamantium vera dilectio penitus judicantur esse diversa“: eheliche Neigung und wahre Liebe sind völlig verschieden. Diese Liebe ist für Gottfried eine Leidenschaft, vor der es keine Rettung gibt. Liebe ist die gewaltaerinne, er scheut sich nicht, die Schönheit der Frau für die Leimrute zu erklären, darauf der Mann unfehlbar hängen bleibt. Der Liebestrank, den er aus Thomas übernommen hat, ist auch bei Gottfried schon nur noch ein Symbol für diese Auffassung; keine magische Verzauberung steigt mehr aus dem Trank, da Liebe sich auch bei Gottfried schon naturhaft, rein seelisch begründet.

Episiert Gottfried in alledem schließlich nur in einer etwas gesteigerten Form den Begriff der Hohen Minne, wie Reinmar ihn in Deutschland zuerst vertreten hat, so geht er doch über Reinmar hinaus, indem er auch die sinnliche Vereinigung der Liebenden in seine Transcendierung der Minne mit einbezieht, auch sie von daher rechtfertigend und segnend.

Mit der seltsamsten Sophistik wird Isolde von unserem Dichter freigesprochen von jeder Schuld auch dem betrogenen Gatten gegenüber. Sie ist untadelig, denn sie hat Marke ja deutlich genug gezeigt, daß sie ihn nicht liebt. Er vielmehr ist der sittlich Schuldige: er sah es doch mit Augen, daß sie ihm keine Liebe trug, aber er wollte sie nicht fahren lassen, weil sinnliches Begehren ihn zu ihr zwang, „geluste“ unde „gelange“, an ihrer Schönheit entzündet, die ihn blendet: „diu wunderlîche schoene der blüejenden Isôte, diu blante ie genôte Marken“. Er liebte sie nicht mit der Minne der „edelen herzen“, nur sinnlich liebte er sie und führte so mit ihr „daz êrlôse leben“.

Die Sittlichkeit seiner Weltsicht entwickelt Gottfried uns theoretisch und systematisch, wo er den Tristan als Spielmann verkleidet, die junge Prinzessin Isot in der „moraliteit“ unter-

richten läßt. Das soll nach Gottfrieds Worten wohl eine Unterweisung sein, „die lêret uns in ir gebote got unde der werlde gevallen“, aber der Inhalt kann vom Dichter auch definiert werden als Unterweisung in der schönen Sitte und man weiß ja, daß es in dieser Zeit einen höfischen Gott gab, der vom Himmel herab nichts lieber sah als vornehmes Leben und ritterlichen Kampf, die er teilnahmsvoll und sachverständig verfolgte. Isot lernt denn auch in einem halben Jahre diese gesellschaftlichen Künste und ihre „moraliteit“ äußert sich darin, daß sie fremde Sprachen spricht, Gedichte verfertigt, die verschiedensten Instrumente beherrscht, wie eine Sirene singt, lesen und schreiben kann. Das klingt dann zusammen mit ihrer wunderbaren Schönheit und durch Ohren und Augen dringt so das gesellschaftlich-ästhetische Wunderbild dem Edlen ins Herz.

Musik, die gesellschaftsbindende Kunst, die große Betörerin, ist schließlich auch die Grundkraft von Gottfrieds ganzem Gedichte, dessen eigentümlich musikalische Form so herzbewegende, gefühlaufrührende, Verstand und Kritik betäubende, rauschhafte Wirkung übt, daß sie alle sittlichen Bedenken schwichtigt, alle Anstöße übertönt. Inhalt und Form gehen dabei wunderbar zusammen und gewiß nicht zufällig hat Gottfried gerade diesen Stoff ergriffen, in dem er wie in keinem anderen sein eigenstes Wesen auszudrücken vermochte, so wie noch Richard Wagner in schicksalhafter Stunde nach ihm griff. Wagner hat einmal von seinem Tristan gesagt, in ihm gehe nichts vor als Musik. Das gilt recht verstanden auch von Gottfrieds Werk. Die Sprache gibt sich in ihm ein rauschendes Fest. Der gedankenhafte Grundbau seiner Rede kommt dem entgegen. Die kurzen, klaren Sätze, die dialektische Entwicklung, die dauernden Distinktionen, These und Antithese in einer Synthese sich einigend, die Parallelismen, die Anaphern, die vielen zweigliedrigen Formeln, die Wortspiele, die wunderbar reinen Reime, gerne auf zwei Silben erstreckt, der feine Silbenfall der Verse, wohl ausgewogen zwischen Norm und Frei-

heit, in Pracht und Fülle des Ausdrucks Sinn und Laut harmonisch geeint, eine fortlaufende süße Melodie, über der wohl auch einmal der Sinn zurücktritt und nichts mehr bedeutet vor dem bloßen Klang: „ein man, ein wîp, ein wîp, ein man, Tristan Isôt, Isôt Tristan . . .“ Kaum je ward die Harfe deutscher Sprache wieder mit solcher Virtuosität, mit so berauschender Wirkung gerührt. In der literarischen Überschau, die Gottfried, seines Könnens bewußt, kritisch prüfend der zeitgenössischen Dichtung gewidmet hat, preist er die Wortkunst Bliggers von Steinach. Der Dichter, der auf der Hinterburg von Neckarsteinach residierte, deren Bergfried noch wohlerhalten mit seinen schön geformten Bossenquadern aufragt, hat ein uns verlorenes Gedicht, den „umbehanc“ (Gobelin) verfaßt, in das er die weiche Schönheit seiner Heimatlandschaft, auf die er aus den Kleeblattbogen seiner Palasfenster heruntersah, eingefangen zu haben scheint. Was Gottfried von ihm sagt, kann völlig auf die Form seines eigenen Gedichtes gewendet werden: „Seine Worte sind lustvoll, als hätten edle Frauen sie am Webstuhl aus Gold und Seide gewebt. Er hat „den Wunsch“, das heißt die Pracht und Fülle der Worte, seine Kunst mögen Feen wundervoll gesponnen und in ihrem Brunnen geläutert haben, Wort und Sinn klingen bei ihm wundersam zusammen, mit wohlgeschaffenen Versen wirft er behende um sich, als ob ein Gaukler mit Messern spielte, wie mit Flügeln heben seine Worte sich empor und schweben wie die Adler im Blauen: Wort für Wort kann das von Gottfrieds eigenem Stil und Verse gesagt werden.

In dieser eben angezogenen literarischen Überschau taucht aber ein Ungenannter auf, dem von Gottfried nicht wie allen übrigen von ihm genannten Dichtern Lob gespendet wird. „Vindaere wilder maere“ wird er gescholten, ein Gaukler, der mit leeren Kunststücken betrügt in Werken, in deren Schatten niemand ruhen kann, unverständlich in dunkler Rede wie ein Hase auf der Wortheide mit hohen Sprüngen dem Verständnissuchenden entgleitend.

Der mit solchen Anwürfen belegt wird, die in allem das Gegenteil dessen bedeuten, was von Gottfried selbst sich aussagen läßt, kann nach gemeiner Auffassung niemand anders sein als Wolfram von Eschenbach. Auf seinen Parzival zielt Gottfrieds scharfes Urteil; Wolfram hat ihm, gleichfalls ohne Namensnennung, im Willehalm kurz, läßlich, neidlos auf sich beharrend, erwidert. In der Tat, wer Gottfried aus seiner Zeit verstehen, in seiner Zeit ihm den rechten Platz anweisen will, der muß sein Werk neben dasjenige Wolframs halten, zu dem er sich in so tiefem Gegensatz fühlte. Tristan und Parzival: zwei lebensgeschichtliche Romane, mit tausend Besonderheiten des Stoffes, der Form, ihrer Weltsicht, derselben Gattung des ritterlich-höfischen Romanes staufischer Zeit zugehörig, ungefähr im selben Jahrzehnt entstanden. Und doch, welch ein Unterschied! Beide Helden sind Waisenkinder, die als Jünglinge an den Hof eines großen Königs gelangen: Tristan, von seinem Meister Kurwenal sorgfältig erzogen, ein fix und fertiges Wunderkind, mit allen Vorzügen höfischer Bildung überreich ausgestattet, imstande, den König und sein Hofgesinde in allen Sparten feiner Sitte zu unterrichten; den Parzival aber „zôh dehein Kurwenal", in Waldeseinsamkeit ist er erwachsen, von ritterlichem Wesen sorgfältig ferngehalten, der Hirsch, den er jagt, hat ihn zu Kraft und Gewandtheit erzogen, Waldvogelsang hat ihm die erste Sehnsucht nach Ferne und Weite ins Herz gegossen, an König Artus Hofe erscheint er, den Fertigen ein Spott und nur das träumende Gemüt eines jungen Mädchens erkennt in ihm den königlichen Helden. Auch er genießt nachher beim alten Gurnemanz eine Unterweisung in der schönen Sitte, in moraliteit, gottfriedisch gesprochen: aber in der ersten Einkehr beim Gral erweist sich, daß diese äußerlichen Konventionen nicht ausreichen, daß sie die reine Natur vielmehr verwirren und die Frage des Mitleids versäumen lassen.

Auch für Parzival liegt ein Teil der Erziehung im Umgang mit Frauen, aber wie anders ist hier die Liebe gesehen. In der ersten Begegnung mit einem Weibe, das ihn von innen berührt,

gewinnt Parzival die Gattin, von der sein Denken sich nicht mehr trennen wird, nach der er sich sehnt auf all seinen einsamen Fahrten, die er als unerläßliches Teil seiner selbst besendet, sowie er den Gral erworben hat. Aber Minne ist ihm nicht wie Tristan das zentrale, sein ganzes Sein und Handeln bestimmende Erlebnis; kaum hat er die Gattin erworben, so zieht der dunkle Drang ihn wieder in die Weite, seiner höheren Bestimmung entgegen. Nicht Liebesgenuß, sondern Gott zu suchen ist sein Ziel. Gott und der Welt zu gefallen wird auch im Parzival als Summe des Ganzen und höchste Weisheit verkündet, aber das Wort ist anders als bei Gottfried gemeint und in unendlich tieferem Ernste verstanden. Daß sie von Treue erzählen wollen, sagen beide Dichter in ihren Prologen. Die Treue aber, von der Gottfried redet, ist ausschließlich Treue in der Liebe, die sich dabei durch List und Trug in ein unentwirrbares Netz der Untreue verstrickt. Wolframs Treue nimmt das Wort im altgermanischen Sondersinne der Treue zwischen Mann und Herrn, die ein beide Seiten gleichverpflichtendes Gegeneinander von Leistung und Lohn, von „hold sein", wie die alte Sprache mit einem Worte sagt, bedeutet und zugleich im Sinne jener unverbrüchlichen Treue gegen sich selbst, die auch ein anderer germanischer Dichter fordert: „vor allem dieses: sei dir selber treu! Und daraus folgt so wie die Nacht dem Tage, du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen". Dem weichlichen Sichhingeben an Leidenschaft und Begierde stellt Wolfram das stahlharte Beharren auf der geraden Linie höchster Sittlichkeit bei Mann und Weib entgegen: „wîplichez wîbes reht" will er schildern und „mannes manheit also sleht diu sich gein herte nie gebouc", männisch, nicht frauenhaft ist sein Gedicht, kampffroh und ritterlich, auf einsamer Burg in Waldesmitte spielend und gedichtet, nicht in Bewegung und Üppigkeit der Stadt, auf Flügeln ungehemmter Einbildungskraft darum in märchenhafte Träume sich verlierend, wann und weil dort in solcher Waldburgeinsamkeit oft und lange die hellen Wirklichkeiten fehlen; nicht aus gebildeter hochgezüchteter

Intelligenz in klassischer Form gearbeitet ist sein Lied, sondern aus dunkler Ahnung des Herzens aufgestiegen und darum voller Dunkelheiten, Ecken und Abgründe, aber auch nicht im Diesseits zufrieden, auch in der geistigsten Minne noch nicht vergnügt, sondern nach der Ewigkeit schauend voll metaphysischen Dranges, erfüllt von einer Frömmigkeit, die nicht in gegebenen Formen sich beruhigt, an die man nicht rührt, sondern mit dem Zweifel in ehrlicher Männerfaust an die Pforten Himmels und der Hölle pochend, denn nicht was dem Herzen „sanfte tuot" sucht er, sondern was die Seele rettet.

Gottfrieds Held findet die Erfüllung seines Lebensideals, indem er mit Isot sich aus der Gesellschaft, die ihrer freien Liebe keinen Raum gibt, in die Minnegrotte in tiefer Waldeseinsamkeit rettet — ganz also wie der christliche Idealheld, der Mönch, sich aus der Welt hinter die Klausur des einsamen Klosters flüchtet: da wie dort eine völlig asoziale, gesellschaftsfeindliche Lösung des Lebensproblems. Wenn Wolframs Held auf die Gralburg berufen wird, so geschieht das, daß er dort als Führer der Gesellschaft walte, aus gottnaher Höhe die Welt überschauend ihre Nöte erkenne und dem Bedrängten Schützer und Helfer sende, die dem Recht zum Siege verhelfen. Hie Minnegrotte, dort Gralburg, der schönheit- und liebetrunkene Tristan hier, der Gottsucher und Täter Parzival dort. Dem ästhetischen Menschen tritt der ethische gegenüber, gegen das Wünschen und Begehren stellt sich das harte Müssen.

Wäre eine Wahl zu treffen, so wird nicht lange zweifelhaft sein, wo ein deutsches Herz letztlich und auf die Dauer seine Heimat sucht und seinen Ankergrund. Aber mit keinem anderen Gefühl scheidet unsere geschichtliche Betrachtung und Wertung von Gottfried als dem der tiefen Genugtuung, daß Deutschland in derselben Stunde zwei so entgegengesetzte Werke hervorzubringen vermochte, die beide als höchste und schönste Blüten von Antrieben gelten dürfen, die jene großartige staufische Zeit erfüllten.

Das Elsaß hat an der höfischen Kunst nur in den Tagen

ihres letzten Ausgangs noch einmal tätigen Anteil genommen, insoferne um 1335 zwei Straßburger Bürger im Auftrage eines Herrn von Rappoldstein die wüsten Abenteuermassen, mit denen Fortsetzer den unvollendeten Perceval des Chrestien de Troyes aufgefüllt hatten, nun auch in den Wolframschen Parzival einschoben; nicht weniger als 36000 Verse haben sie ihm zwischen die letzten Bücher hineingeholpert. Anziehend an diesem Vorgang, der mit Dichtung nicht mehr viel zu tun hat, ist eigentlich nur, daß die beiden Straßburger Dichterlinge kein Französisch verstanden und ihre Vorlage sich, auch bezeichnend, von einem Juden übersetzen ließen. Der Geist ihres Werkes kennzeichnet sich genügend dadurch, daß es uns im Epilog vorrechnet, die Arbeit daran habe 5 Jahre gedauert und den Auftraggeber gegen zweihundert Pfund gekostet.

Die staufische Kunst war von außen und innen adelig gewesen; sie versank mit dem Stande, der sie geschaffen und getragen hatte. Schon in Gottfrieds Tristan kündigt ein bürgerliches Element sich leise, doch unüberhörbar an. Damals war die Stadt noch ganz in den Händen der bischöflichen Ministerialen, ihre Verbürgerlichung schritt mit der Aufnahme der Zünfte in den Rat rasch genug fort. Dies Bürgertum war mehr von religiöser als dichterischer Teilnahme erfüllt und an der großen Bewegung der deutschen Mystik hat das Elsaß stärksten Anteil gehabt. Ihr spekulativer Begründer, der herrlich kühne Eckhart, war Lesemeister in Straßburg, dort wirkte sein Schüler Johannes Tauler als Prediger, dort schuf Taulers Beichtkind, der Kaufmann Rulmann Merswin, die große Phantasiegestalt des Gottesfreundes vom Oberland. Die Schriften dieser Mystiker sind keine Dichtung, ein so gewaltiger Sprachkünstler Eckhart gewesen ist, am wenigsten in Straßburg. Wenn der Bodensee-Alemanne Seuse in seiner Rede ständig in Gefahr geriet, in Minnesang umzuschlagen, die Schriften Merswins sind eine sehr trockene und ungefüge Prosa; sie tragen, möcht ich sagen, ihren kochenden Inhalt in hölzernem Gefäß. Die Kunst der seelischen Zergliederung aber, die für diese mysti-

schen Traktate und Briefe so bezeichnend ist, ward vorher von niemandem so meisterhaft geübt wie von Gottfried von Straßburg, und seine Forderung, Freude und Trauer willig in einem Herzen zu tragen, hat in mystischen Formeln auffallend genaue Entsprechungen. Wieder haben Frauen an der Bewegung stärksten Anteil, die schöne Seele tritt hier an die Stelle des edelen Herzens.

Führt die Straßburger Predigtkunst von Tauler hinüber zu Geiler von Kaisersberg und Sebastian Brand, so hat deren wachsende humanistische Einstellung auch schon in Gottfried einen Vorklang, ist ihm doch zuerst in deutscher Dichtung die Antike kein totes historisches Wissen, sondern Bringer eines neuen Lebens- oder mindestens Kunstgefühls; es findet einen symbolischen Ausdruck, wenn er für den Dichter nach dem „lorschapelekîn", dem antiken Lorbeer, greift. Ganz wie auch die fast gleichzeitigen Figuren am Engelspfeiler und vor dem Südportal des Münsterquerschiffs der Odem einer von innen erfaßten Antike spürbar umweht. Mit dem Humanismus aber kam dann die geistige Epoche herauf, in der das Elsaß dem ganzen Deutschland starke Anregungen gibt.

Es waren nur ganz wenige Werke geschichtlichen oder künstlerischen Ranges, die ich Ihnen aus dem mittelalterlichen Elsaß vor Augen zu stellen vermochte. Sie zeigen bei aller Verschiedenheit in Gehalt und Form doch manchen einheitlichen Zug. Sie haben im Gegensatze zur herrschenden Zeitströmung — wir fanden es schon bei Otfried — eine gewisse unaristokratisch-bürgerliche Einstellung, die, mit dem ausgehenden Mittelalter herrschend geworden, eine glänzende Blüte im geistigen Leben des Elsaß und der äußeren Erscheinung seiner Städte heraufführen wird. Ein Hang zur Mystik zeigt sich durchweg lebendig. Hatte schon Otfried sich gemüht, seine biblischen Geschichten „mystice" zu erklären, so gipfelt Gottfrieds höfisches Liebesgedicht in der Unio mystica, der völligen leibseelischen Vereinigung seines Liebespaares. Und wenn die religiöse Mystik des endenden Mittelalters im Elsaß verbreitete

Pflege fand, so kam ihrer neueren Erscheinungsform, dem für die Entwicklung deutscher Dichtung auch wieder so bedeutungsvoll gewordenen Pietismus, sein stärkster Anreger und Vorstreiter auch wieder aus dem Elsaß in der Gestalt des Rappoldsweilers Philipp Jakob Spener. Virtuose Beherrschung der Muttersprache hatte Gottfried wie kein anderer Dichter seiner Zeit bewiesen. Er fand im Elsaß Jahrhunderte später eine Art Nachfolge in Johann Fischart, der das Instrument deutscher Sprache nicht minder souverän zu spielen verstand — freilich in völlig anderer Tonart und Weise. Und erwachten nicht auch Goethe in den herrlichen Stromauen des Elsaß die ersten Lieder, in denen er „Melodie vom Himmel geführt"? Von Otfried an zeigt die elsässische Dichtung offenen Sinn für mittelmeerische Kultur, ob sie in der Gestalt der Antike oder französischer Vorbilder lockend vor ihren Augen steht. Und doch bleibt elsässische Dichtung auch im Mittelalter fest verwurzelt in deutscher Erde, ganz wie die Kunst des Münsters trotz aller französischen Anregungen im Innersten deutsch geblieben ist, ja es tritt in dieser Dichtung in keiner Weise hervor, daß etwa das Elsaß ein besonders früher und eifriger Vermittler französischer Anregungen gewesen wäre. Welch kerndeutsche Gesinnung noch der elsässische Humanismus behauptete, ist bekannt genug. Das Besondere des elsässischen Bodens als Landschaft wird man, wie zu erwarten, in dem größten dichterischen Kunstwerk seines Mittelalters, Gottfrieds Tristan, am stärksten spürbar finden: Licht und Glanz des weichen und reichen, nach Goethes Wort „völlig paradiesischen" Landes leuchten hell und beglückend aus ihm.

Alsatia felix, glückseliges Elsaß! Die junge Kraft des nationalsozialistischen Deutschlands hat dich aus fremder Bindung heimgeholt ins Reich der Deutschen: möge hier, in der Umwelt, der du gottgegeben zugehörst, nach unglücklichem Zwischenspiel dein Glück sich dauernd bestätigen und erfüllen!

Humanismus und Reformation im Elsaß

Von
Walther Köhler

Ende August des Jahres 1514 hatte die Stadt Straßburg einen großen Tag: ein ungekrönter König kam von Mainz her das linke Rheinufer entlang zu Besuch, äußerlich eine kleine, unscheinbare, fast gedrückte Figur, aber die scharf gespitzte Nase, die sorgfältig gepflegten, ringgeschmückten feinen Hände, die ernst, in weite Fernen blickenden Augen und die von Witz und Spott umspielten schön geschwungenen Lippen verrieten den Adel des Geistes: Erasmus von Rotterdam, der Fürst der Humanisten, machte auf der Reise nach Basel seine Aufwartung. Der große und kleine Rat der Stadt, an der Spitze der Ammann, der Bürgermeister Heinrich Ingold, nahmen den hohen Gast auf, und insbesondere grüßte ihn ein Kreis, in dem, wie der Gelehrte später schrieb, alle Musen und Grazien zu Hause waren, die Straßburger literarische Gesellschaft unter der Führung des damals vierundsechzigjährigen Jakob Wimpfeling — die übrigen waren junge Leute, wie der „unvergleichliche" (so nannte ihn Erasmus) Jakob Sturm. Von Straßburg zog der Humanistenkönig weiter nach Schlettstadt. Wiederum wurde er festlich empfangen, die Straßburger hatten sein Kommen gemeldet, der Rat der Stadt schickte durch einen Ratsboten als Gastgeschenk drei vollgefüllte Kannen ausgesuchtesten Weines und lud für den folgenden Tag zu einem Frühstück ein, aber diese Genüsse waren nichts für den schwachen Magen des zarten Gelehrtenkörperchens, ihm war wertvoller, auch hier eine literarische Gesellschaft finden zu können, an deren Spitze zwei Stadtkinder Johannes Witz (Sapidus) und Beatus Bild (Rhenanus), beide noch junge Leute, standen.

Straßburg und Schlettstadt sind die beiden führenden Städte der Geistesbewegung des Humanismus im Elsaß gewesen, aber in Schlettstadt stand die Wiege. Hier hatte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts — das genaue Jahr kennen wir nicht — der Magistrat eine Schule gegründet und als Rektor einen Westfalen, Ludwig Dringenberg, berufen — so steht sogleich an der Spitze der elsässischen humanistischen Bewegung der sie kennzeichnende Zug der Erziehung. Tüchtige Lehrkräfte haben hier gewirkt, der schon erwähnte Johannes Witz war dort Lehrer oder Matthias Ringmann, ebenfalls ein Stadtkind, und Hieronymus Gebwiler aus Kaisersberg. Mit der Stiftung der Schule war die Errichtung einer Bibliothek verbunden. Äußerlich war die Schule den alten Klosterschulen nachgebildet, der Rektor Dringenberg war in den Niederlanden bei den Brüdern des gemeinsamen Lebens ausgebildet worden, aber es wehte hier nicht muffige Klosterluft, sondern ein frischer Wind. Nicht die Grammatik wurde gepaukt, so gewiß man sie lernen mußte, aller Ballast wurde hier über Bord geworfen und statt dessen das Lesen der Quellen in den Vordergrund gerückt. Nicht um des Lesens, sondern um der Charakterbildung willen. Darum waren diese Quellen in erster Linie Geschichtsquellen, und man las sie hier unter vaterländischem, d. h. deutschem Blickpunkte, die Geschichte wurde das, was sie sein soll, Lehrerin der Vaterlandsliebe. Wenn die jungen Schlettstadter Schüler die lateinische Sprache so beherrschen sollten, daß sie in ihr zierliche Verse formen konnten, so ging der Meister Dringenberg ihnen mit dem guten Beispiele voran, Vorgänge aus der deutschen Geschichte in die gebundene lateinische Rede zu gießen. Ja, es scheint, daß neben dem Lateinischen im Unterrichte auch die deutsche Muttersprache zur Vermittlung des sachlichen Verständnisses in einem über das sonst übliche Maß hinausgehenden Grade herangezogen wurde. Jedenfalls wird die Schlettstadter Schule gerühmt „als eine der ersten Deutschlands, welche nicht nur den alten Klassikern ihre Beachtung schenkte, sondern auch die vaterländischen Studien pflegte“.

Der sie so rühmte, war Jakob Wimpfeling, der auf dieser Schule seiner Heimatstadt erzogen wurde. Er trug die neuen pädagogischen Grundsätze hinüber nach Straßburg, als er im Sommer 1501 dorthin übersiedelte, von Heidelberg aus, wo er Universitätsprofessor gewesen war und dem dortigen, um den pfälzischen Kanzler Johann von Dalberg sich sammelnden Humanistenkreise nahegestanden hatte. Der temperamentvolle Elsässer mit seinem unzähmbaren Drange zu literarischer Tätigkeit hatte hier mehr als Tagesschriftsteller denn als Wissenschaftler gewirkt. Immer aber als Deutscher. Das römische Recht hatte er bekämpft zugunsten deutscher Landesrechte, die scharfen Verse, die er gegen den pfälzischen Kurfürsten Philipp als Verbündeten der Franzosen schleuderte, sollen ihm unvergessen bleiben, und in dieser Zeit hat er seinen „Wegweiser für die deutsche Jugend" geschrieben, der dann in mehreren Auflagen ins Elsaß herüberdrang und von seinen dortigen Schülern begeistert aufgenommen und verteidigt wurde — ein Buch, das sich seinen Platz in der Geschichte der Erziehung bis heute gewahrt hat. Es ist mit gesundem, praktischem Griff geschrieben. „Mich leitete das brennende Verlangen, unsere deutschen Jünglinge besser zu gestalten, sie sollen nicht mehr gezwungen werden, dunkle, überflüssige, nichtssagende Dinge zu lernen, sie sollen ihre kostbare Zeit nicht mehr verlieren, sie sollen sich nicht immer „Barbaren" schimpfen lassen" — die Ehre der deutschen Nation fordert eine gute Bildung, und die Ehre des jungen Deutschen fordert den moralischen Charakter, deshalb soll er sich nicht betrinken und nicht leichtgläubig alles annehmen, was man ihm vorredet, sondern ein eigenes Urteil sich erringen; daß die Ausländer dem Deutschen Trunksucht und Leichtgläubigkeit vorwerfen, wurmt den elsässischen deutschen Patrioten tief.

Kaum ist er nach Straßburg gekommen, so macht er dem dortigen Rate den Vorschlag zur Errichtung eines Gymnasiums, einer „Fechtschule", wie er übersetzt, in der die Jugend wetteifernd um den Preis kämpft. Die Schule soll vorbereiten auf

die Universität, aber es soll eine bürgerliche Schule sein, die den Laien eine gemeinnützige Erziehung geben soll. Der Magistrat dankte mit einem Geldgeschenk, führte den Plan aber nicht aus; es scheint, daß die Bettelmönche widersprachen, die unliebsame Konkurrenz fürchteten. 1507 erneuerte Wimpfeling sein Gesuch, gemeinsam mit dem Stiftsherrn an St. Peter, Thomas Wolf, es war wiederum vergeblich. Auch später noch kommt die Forderung, gesteigert zur Errichtung einer Hochschule: „Warum soll man die Jünglinge auf fremde Universitäten schicken mit großen Kosten, und überdies werden sie dort, sich selbst überlassen, zu mannigfachen Ausschweifungen verleitet; in Straßburg selbst sollte man eine zweckmäßige Lehranstalt aufrichten". „Lasset doch die Fremden fort, lasset unsere Deutschen nach deutscher Art leben!" Nur das erreichte der unermüdliche Mahner, daß 1509 Hieronymus Gebwiler aus Schlettstadt an die Straßburger Domschule berufen wurde. Die Schüler aber gaben dem Meister Wimpfeling den Ehrennamen „Praeceptor Germaniae". Er verdient ihn.

Die Schulpädagogik war nur ein kleiner Teil des großen Erziehungswerkes, das die Humanisten sich gestellt hatten. Es ging mächtig in die Weite, umfaßte die ganze deutsche Nation und wollte sie vaterländisch erwecken. Die Jahrhundertwende wurde Zeitenwende, aus uralten Kräften der deutschen Geschichte sollte das deutsche Reich und der deutsche Kaiser neu erstehen in Einigkeit und Stärke. Es war ein großer Chor von Stimmen, der sich erhob, in der schlesischen Ostmark so gut wie in Nord-, Mittel- oder Süddeutschland, je nachdem der Wandertrieb die Humanisten umherführte, am lautesten aber — das ist einwandfrei festgestellt — klingt diese nationale deutsche Stimme im Elsaß. Hier baut sich gleichsam die Szene, in dieser politisch so bedeutsamen Ecke des Reiches für den Einritt des Kaisers in sein Reich. Altes Erbgut, durch die Jahrhunderte bewahrt, in ihren Wechselfällen aber mannigfach verändert und bereichert mit Fremdstoff, wurde neu lebendig und jetzt in eine gegenwartsnahe deutsche Form gegossen.

Die Kaiseridee, von Haus aus römischen Ursprungs, dann in den deutschen Kaisern von Karl dem Großen an auferstanden, streifte, soweit es ging, den fremden Flitter ab und wurde zur nationalen. Gewiß oft genug von Romantik und allzu regem lebensfremdem Spiel der Phantasie durchleuchtet, aber unverkennbar deutsch empfunden und deutsch begeistert. Getreu seinem Rufe: zu den Quellen! holt der Humanismus das Schrifttum der deutschen Vorzeit hervor und setzt die ruhmreiche Vergangenheit der Gegenwart zum Vorbild. „Tapfere Deutsche, bewahret in Ehren den Namen der Vorzeit!" rief der Straßburger Stadtschreiber Sebastian Brant seiner elsässischen Heimat und dem deutschen Vaterlande zu. Elsässer sein hieß für den Humanismus links des Rheines deutsch sein. Jakob Wimpfeling aber schreibt als erster 1501 eine deutsche Geschichte, eine Germania, gewidmet der Stadt Straßburg. Er schreibt sie lateinisch, fertigt aber zugleich eine deutsche Übersetzung, die später (1648) Michael Moscherosch herausgab. Sebastian Brant schrieb eine „Chronik über Teutschland" und war mehr als einmal Ratgeber, wenn es die Fragen deutscher Geschichtsschreibung galt. Und seine Pläne griffen weit: er wollte den Otto von Freising, den Geschichtsschreiber Friedrichs I., herausgeben und die Taten des Barbarossa, der Lieblingsgestalt dieser Humanisten, feiern. Auch eine Sammlung elsässischer Geschichtsquellen wurde ins Auge gefaßt, aber leider nicht ausgeführt. Beatus Rhenanus schrieb „Drei Bücher deutscher Geschichte", er ist der Reifste und Ruhigste, der am sachlichsten Denkende unter den elsässischen vaterländischen Historikern; er schenkte weiterhin den Deutschen die „Germania" des Tacitus in Neuausgabe, und überreich ist dieser sprudelnde Quell mustergültigen Deutschtums von den Humanisten und Reformatoren aufgefangen worden, Ulrich von Hutten entnahm ihm die Figur des Arminius und prägte sie zur Führergestalt, auch Ulrich Zwingli las diesen Tacitus. Unvergessen bleibt dem Schlettstadter Gelehrten, daß ihm in Freisingen der große Fund der deutschen Evangelienharmonie Ot-

frieds von Weißenburg aus dem 9. Jahrhundert glückte. Er wollte auch den Bayern Johannes Aventin nach Straßburg als Professor der Geschichte ziehen, damit er dort seine deutsche Geschichte vollende, und ausdrücklich wurde es als vaterländisches Anliegen bezeichnet, wenn die Vollendung gerade hier in Straßburg geschehen sollte. Aber der Bayer lehnte ab. Etwas später jedoch, schon in der Reformationszeit, wenn wir diesen Faden der deutschen Geschichtsschreibung weiterspinnen dürfen, gelang dem Schlettstadter Martin Bucer, einem Freunde des Beatus Rhenanus, seinen Heimatgenossen Johannes Sleidan, damals in Straßburg, zum Historiker der Reformation zu gewinnen, ein unermeßlich großes Verdienst. Sleidans Kommentarien über „die Lage der Religion und des öffentlichen Wesens unter Karl V." sind noch heute als zuverlässige, gerecht abwägende Reformationsgeschichte unentbehrlich. Wiederum in Straßburg hat der aus dem benachbarten Ettlingen in Baden stammende Caspar Hedio 1541 die Kaisergeschichte des in Wien lebenden deutschen Humanisten Johannes Cuspinian ins Deutsche übertragen.

In einer kindlich-lieben Treuherzigkeit holt man aus den Geschichtsquellen oder dem Brauchtum der Vergangenheit heraus, was wieder wert geworden ist, und wenn es nicht unmittelbar in den Quellen steht, kann man es wohl durch Umdeutung, oft sehr gewaltsamer Art, darin finden. In ungezügelter, aber ehrlicher Begeisterung möchte man gerne alle Welt deutsch sehen; so macht man Cäsar zum Deutschen, nicht minder die ganze Reihe der römischen Kaiser, um eine rein deutsche Kaiserüberlieferung zu gewinnen. Konnte man nicht noch weiter zurückgreifen? Warum nicht auf Adam? Dann war der Stammvater der Menschheit ein Deutscher! Wirklich sagt ein Elsässer, wohl aus Colmar: „Adam ist ein tutscher man gewesen", seine Sprache war „all Mann's" (jedermanns Sprache), d. h. das Allemannische, seine Nachkommen haben es den Söhnen Noahs überliefert, dann ist es zurückgedrängt worden. Aber es wird wiederkehren und „alle anderen Sprachen abtun".

Denn die deutsche Nation ist zur Weltherrschaft berufen. In solchen und ähnlichen Konstruktionen steckt natürlich sehr viel unhaltbare Phantastik, aber darauf kommt es nicht an, entscheidend ist die zugrunde liegende Gesinnung, und die ist kerndeutsch. Gerade im Elsaß ist das deutsche Stammesgefühl lebendig. Und jener naiven Deutung des Allemannischen wohnt die Empfindung inne, daß die Grenzen für Deutschland sich als Sprachgrenzen bestimmen. Über der weitgespannten Kaisermonarchie wird die deutsche Einheit nicht vergessen: Jakob Wimpfeling erinnert warnend an das Wort des Tacitus: das Heil Roms besteht in der Uneinigkeit der Germanen. Nicht minder klagten Gebwiler, B. Rhenanus und Sebastian Brant über die deutsche Zerrissenheit. Die Wurzel aber auch der umfassendsten Kraft liegt in der Heimat. „Was könnte uns auf Erden teurer sein als der Boden, der uns geboren, auf dem wir herangewachsen, mit dem alle Erinnerungen der Jugend untrennbar verbunden sind?", sagt derselbe Wimpfeling. Und jener Elsässer, der Adam zum deutschen Manne machte, sieht im Elsaß das Paradies, wenn er es einen „lieblichen Garten" nennt. „Deutsch bin ich und deutsch bleibe ich bis zum letzten Hauch", ruft ein Schüler Wimpfelings, Jakob Gresemund.

Man arbeitet den Charakter des Deutschen heraus: „Die Deutschen sind ein Volk der Waffen", Tapferkeit ziert sie, „Allemannen, ja, zeigt alle, daß Männer ihr seid" erklärt Sebastian Brant den allemannischen Namen, und die Elsässer sind stolz darauf, daß sie bei Nanzig gegen Karl den Kühnen von Burgund gekämpft haben. Aber die Tapferkeit wird nicht Roheit, die Deutschen sind keine Barbaren, auch nicht als Krieger, Hochherzigkeit und Ritterlichkeit zieren das Volk und den Kaiser. Und die Deutschen sind ja nicht nur Soldaten. Die elsässischen Humanisten sind stolz auf die deutsche Wissenschaft, Gebwiler beglückwünscht die jungen Studenten, daß sie jetzt auch in Deutschland und nicht nur in Italien die klassischen Sprachen lernen können, „in Stadt und Land". Als eine einzig dastehende Großtat aber deutschen Genies feiert Se-

bastian Brant die Erfindung der Buchdruckerkunst. Sie ist, sagt er, der Todesstoß gegen den Vorwurf der Barbarei gegen Deutschland, denn jetzt dringt Bildung und Wissenschaft in die Hütte der Armen ebensogut wie in den Palast des Reichen. Straßburg war ja hier unmittelbar beteiligt: es hatte dem aus Mainz vertriebenen Gutenberg Zuflucht gewährt. Schon am Ende des Mittelalters kennt Straßburg deutschen Bibeldruck, die älteste deutsche Bibel ist hier gedruckt worden, und deutsche Erbauungsschriften, und Wimpfeling bezeugt, daß „Volk und Laien" darin lasen.

Wenn die Kaiseridee, dieses ergreifende Sehnen nach deutscher Einheit und deutscher Größe, die Romantik und Unbestimmtheit des schwärmerischen Zukunftstraumes verließ und gegenwartsnah Fleisch und Blut gewann, richtete sie sich in Zuversicht auf den ritterlichen Maximilian, den Kaiser, dessen Wahlspruch lautete: „Meine Ehr ist deutsche Ehr, und deutsche Ehr ist meine Ehr". Er ist, wie Gebwiler sagt, der Herrscher ohne Fehl und Makel, ein Kaiser, selbst Humanist und dem Herzen des Volkes nahe durch Leutseligkeit und kühne Tat. Eine andere elsässische Stimme klingt voll froher Zuversicht auf Kaiser Max, den „herrn über alle künig".

Dieses deutsche Treugelöbnis ist umso höher zu werten, als die deutsche Kaiseridee sich gegen zwei Gegner zu verteidigen hatte: Rom und Frankreich. Wo die nationale Begeisterung damals emporflammte, knistert im Brennstoff immer das Los von Rom! Die Ansprüche des Papstes, der auch ein Erbe der römischen Kaiseridee war, seine Versuche, den deutschen König einzusetzen, die Aussaugung des Volkes durch die Fülle unerträglicher Abgaben an die Kirche werden immer wieder zurückgewiesen, Reformprogramme werden entworfen, in denen in wechselnder Form das *eine* Ziel der Romfreiheit gefordert wird. Auch hier aber tönt die elsässische Stimme laut im Chor. „Es sind die Deutschen der römischen Barbarei inne geworden", sagt Sebastian Brant und stempelt den Papst zum Antichrist, die deutsche Freiheit wird zum Gegenpol gegen Rom, und wenn

man in die Geschichte zurückblickt, so wird die Zerstörung Roms durch die Goten im Jahre 410 das blutig leuchtende Wahrzeichen für den Freiheitskampf der Germanen. Alt-Rom und päpstliches Rom wirren sich ineinander, Rom ist Rom, man bekämpft das römische Recht, eben weil es römisch ist, und wünscht die alten deutschen Landrechte wieder in Brauch. Und dann kann Sebastian Brant den prophetischen Wunsch aussprechen: die Italiener sollen nach Deutschland kommen, da doch der Kaiser die Quelle und der Inbegriff alles Rechtes ist. Jakob Wimpfeling ist stolz darauf, daß die Elsässer vor allen andern deutschen Stämmen ein freiheitliebendes Volk sind, das kühn und trotzig seine Unabhängigkeit durch alle Jahrhunderte treu bewahrt hat, sogar den furchtbaren Römern gegenüber. Wiederum war es Wimpfeling, der in einem großen Gutachten für Kaiser Max 1510 grundsätzlich die Schliche und Ränke der römischen Höflinge aufdeckte, die „den Armen das Stück Brot aus dem Munde reißen, die rauben und raffen, wo sie nur können", und dann in zehn Sätzen die „Beschwerden der deutschen Nation" zusammenstellte, gegen den römischen Stuhl. Ein Neffe Wimpfelings, der kaiserliche Sekretär Jakob Spiegel, auch ein Schlettstadter, wendet sich gegen die päpstliche Ausbeutung.

Politisch weit gefährlicher war die Gegnerschaft von Frankreich. Hier ging es nicht nur um soziale oder kirchliche Mißstände, sondern um das Leben selbst im deutschen Reiche. „Zum ersten Male wurde damals das schicksalsvolle Thema des deutschen Grenzlandes in der Reichsstadt Straßburg angeschlagen". Die Frage ist lebendig, deren volle Wucht und Schmerzlichkeit sich erst in viel späterer Zeit enthüllte. Jenseits der Vogesen steht der Feind, empfinden die Humanisten lebhaft, Abneigung gegen die Franzosen kennzeichnet sie fast alle, und sie ist geboren aus deutschem Heimatgefühl. Noch hat man im Elsaß nicht vergessen die plündernden Horden der Franzosen, die 1444 gegen die Schweizer gezogen waren und nach der blutigen Schlacht bei St. Jakob das Elsaß und die

Pfalz verheerten. Wimpfelings Vater wurde persönlich hart durch diese „Armagnaken", wie man sie nannte, getroffen. Noch heißer aber brannte die Wunde der Beleidigung, die Karl VIII. von Frankreich dem Deutschen Maximilian zugefügt hatte: die Braut, Anna von Bretagne, hatte er ihm ausgespannt und selbst geheiratet, um die Bretagne mit der französischen Krone zu vereinigen; die Tochter Maximilians, Margarete, seine ursprüngliche Braut, hatte er dem Vater zurückgeschickt. Das griff dem deutschen Volke an die Ehre, immer wieder kommt in den Schriften der elsässischen Humanisten diese Ehrverletzung an den Pranger, sie gilt als Kennzeichen des französischen Charakters, und Wimpfeling spricht von der List und Tücke, Falschheit und Untreue der Franzosen. Mit dem französischen Diplomaten und Geschichtsschreiber Robert Gaguin kreuzt er die Klinge. Gegen Frankreich schrieb er 1501 seine Germania, und sie stand unter dem Blickpunkt: „von den Zeiten des Augustus an, wenn nicht schon früher, lebten auf dieser linken Rheinseite Germanen, nicht Gallier, und deshalb soll unser elsässisches Land, eben weil Deutsche hier wohnten, auch Deutschland heißen, nicht Frankreich". Dafür bringt er den geschichtlichen Beweis — man hat seine Schrift mit dem berühmten Buche von Ernst Moritz Arndt: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" in Vergleich gestellt. „Die Germanen sind an Haarfarbe, Sprache, Gesicht, an Charakter und Sitte von den Franzosen verschieden, und wir sind Deutsche und nicht Franzosen".

Da erhob sich gegen Wimpfeling ein Franziskanermönch in Straßburg, Thomas Murner, und schrieb eine „neue Germania", die das Elsaß für Frankreich in Anspruch nahm. Wimpfeling antwortete, Murner nicht minder, und dann erhob sich eine Katzbalgerei in Flugschriften, die in persönliches Geschimpfe ausarteten. Sachlich wurde manche 1918 nach dem Verlust des Elsaß an Frankreich modern gewordene Frage angeschlagen: Karl der Große oder Charlemagne? Sind die Franken Deutsche oder Franzosen? u. ä.

Warum schrieb Murner? Er, der doch durch seine deutschen Schriften in die deutsche Literaturgeschichte gehört? Sicher ist, daß es eine Franzosenpartei im Elsaß gab, es ging im Lande der Spruch, der Franzosenkönig habe geschworen, er wolle Straßburg haben, Wimpfeling bestätigt die französischen Werber im Lande. Aber daß Murner diesen Kreisen nahestand, ist nicht erweislich, allem Anschein nach handelt es sich um kleinliche persönliche Eifersucht des Mönches gegen den einflußreichen, neue erzieherische Bahnen einschlagenden Humanisten.

Aber nun trat nach Maximilians Tode 1519 der Franzosenkönig Franz I. als Bewerber um den deutschen Kaiserthron auf, seine Werber erschienen wieder im Elsaß und französisches Geld rollte. Jetzt kam an entscheidender Stelle die Probe, ob das Deutsche der Kaiseridee wirklich echt war, denn jetzt galt es die Wahl eines neuen deutschen Kaisers, und das Wahlreich war der Bewerbung preisgegeben, Frankreich und England erhoben Ansprüche, und der Papst in Rom wünschte einen deutschen Kurfürsten, um die deutsche Einheit durch den Gegensatz zwischen den Landesfürsten zu brechen und ein weit ausgreifendes Reich zu verhindern. Sofort tritt der Humanismus wieder auf den Plan und greift in den hitzigen Wahlkampf ein. Hieronymus Gebwiler ist der wirkungsvollste Sprecher. Er schreibt eine Abhandlung über „Die Freiheit Deutschlands“, um „die deutschen Lande und das Elsaß, unser gemeinsames Vaterland, unsere gütig spendende Mutter, gegen die Ansprüche der Franzosen zu verteidigen“. In flammender Entrüstung spricht er von den Verrätern an Kaiser und Reich, die durch ihre Behauptung, einst habe Deutschland den Galliern gehört, dem französischen Könige die Karten mischten, genau wie Wimpfeling betont er, daß die Elsässer von jeher Deutsche waren. „Seit der Herrschaft Cäsars hat kein Franzose über Deutschland, das Elsaß oder Straßburg das Szepter geführt“. Sebastian Brant verspottet den gallischen Hahn: „O Hahn, Du suchest Anschlag und List, wie Du kämest auf den deutschen

Mist, Bliebst du daheim, es wär Dir das Best". Die Stadt Straßburg aber wies den französischen Unterhändlern die Türe. Gegen den Franzosen sind die Humanisten einmütig für den Enkel des deutschen Maximilian, den späteren Karl V. eingetreten, und nicht nur sie, ein wundervoller Zug nationaler Begeisterung für Kaiser Karl, das junge edle Blut, durchbrauste die deutschen Lande. Gerade auch das Elsaß. Hieronymus Gebwiler rüstet seine Landsleute zum Empfang des kommenden Herrschers: „Er, das hoffen wir fest, bringt Heil und Segen der Menschheit". Vor allen deutschen Stämmen sollen namentlich die Elsässer — Kinder echt deutscher Erde nennt er sie — unentwegt in wahrer Liebe und Treue dem Träger der Krone zugetan sein und Karl jubelnd begrüßen. „Billig beeilst Du Dich, Elsässer Volk, ihm entgegenzuziehen, aus elsässischem Stamm, edelstem, sproß er hervor" — das war freilich ein Irrtum, aus Lokalpatriotismus geboren. Alle Gewässer des Landes ruft der Dichter herbei, zu huldigen dem nahenden Imperator. „Schmückt Euch, Najaden des Rheins!", alle seine Töchter soll der „deutsche Strom mitbringen, vor allem soll auch die Ill herbeikommen, sie die an „Schön-Straßburg" vorübereilt. „Sie, die dem Elsaßland einst ja den Namen verlieh, und die Gewässer zumal, die sie aufnimmt, Kinder der Berge, welche des Wasgaus Schoß unter Metallen gebiert. So, mit den Göttern des Lands, komm, Elsässer Volk, und dem König, den Dir der Himmel geschenkt, rüste den wärmsten Empfang!" Einer von den jungen Elsässern tritt vor und grüßt im Namen des ganzen Landes den jungen deutschen Kaiser: „Heil sei Deinem Erscheinen, das wünschen wir, hehrester Kaiser!"

Man könnte einwerfen: redet hier in den deutschen Humanisten nicht nur eine kleine Schar sogenannter Gebildeter? Nicht aber das Volk? Die Frage wäre verfehlt. Gewiß, die Humanisten waren stolz auf ihre Bildung, aber sie waren gerade im Elsaß, wie wir sahen, auch Erzieher zur Bildung, das Deutschtum ihrer Schriften wandte sich an die breite Öffentlichkeit und schuf eine öffentliche Meinung, die deutsche Kaiser-

bewegung ist damals volkstümlich gewesen, davon zeugen Lieder und Flugschriften in großer Zahl. Aus dem Elsaß spricht die Stimme eines einfachen Laien aus der Colmarer Gegend in einer der reizvollsten und anschaulichsten Volksschriften, die wir besitzen — man pflegt ihn den „oberrheinischen Revolutionär" zu nennen, obwohl seine lebendigen Gedanken weniger revolutionär als urwüchsig bodenständig sind. „Ich habe bei Gott das Murren des Volkes gegen Rom mit eigenen Ohren gehört", bezeugt Wimpfeling. „Alle Welt im Elsaß war willig, das Übel der Beleidigung des Kaisers Max durch den Franzosen zu strafen", heißt es. Der alte Gegensatz zu Frankreich ist dem Volke bewußt, „die Welschen sind keinem Deutschen hold", es ist wie bei Katze und Hund, „wo Hund und Katz zusammen kommen, da tuen sie einander grommen". „Das Volk macht einen Kaiser", heißt es im Elsaß, d. h. das Volk hebt ihn und ist seine stärkste Stütze.

Und dann vor allem: das Volk ist es gewesen, das hier die neue Bewegung der Reformation emportrug. Ihre Saat fiel in einen längst, und gerade auch durch den vaterländischen Humanismus aufgepflügten Boden. Es ist unmittelbar auffallend, wie die amtliche Stadt Straßburg ganz im Gegensatz zu ihrer glänzenden Stellung auf literarischem Gebiete politisch fast in Teilnahmlosigkeit versunken zu sein scheint. Der Gesichtskreis der leitenden Personen reicht nicht über die städtischen Zäune hinaus, die amtliche Stadt schiebt alles von sich ab, was nur irgendwie sie mit der großen Politik in Berührung bringen könnte, die Angelegenheiten des Reiches kümmern sie nicht, wenn sie nur mit ihren nächsten Nachbarn in gutem Einvernehmen steht. Der Wormser Reichstag von 1521 berührt die dort weilenden Straßburger Gesandten in keiner Weise, das weltbewegende Erscheinen von Martin Luther dort geht an ihnen eindruckslos vorüber. Damals und weiterhin bis etwa 1525 ist das amtliche Straßburg ganz auf die Wahrung des eigenen Nutzens eingestellt, ohne jede Großzügigkeit.

Inzwischen aber arbeitete das Evangelium der Reformation

an der Bürgerschaft und in der Landschaft. Luthers 95 Thesen sind sehr früh nach Straßburg gekommen, im Winter 1518 auf 19 klagen die Mönche, daß die Bürger „sich des Luthers Ketzerei gefallen ließen", als Antwort darauf heften die Bürger die 95 Thesen an Kirchtüren und Pfarrhäuser; ein wenig sprach dabei auch der Magen mit, es herrschte eine Hungersnot und die Stiftsgeistlichkeit gab den Bürgern zu wenig zu essen. Alsbald dringen die kleineren oder größeren Schriften Luthers unter die Menge, denn sie werden im Lande selbst gedruckt. In deutscher Sprache, so wie der Reformator sie geschrieben hatte, oder in Übersetzung aus dem Lateinischen, die lateinischen Drucke sind selten, es ist nicht Zufall, daß der erste von ihnen in Schlettstadt erschien, dort, wo das Gymnasium sich befand, 1520. Den ersten deutschen Lutherdruck brachte 1519 der Straßburger Drucker Johannes Knoblauch heraus, Luthers Erklärung der sieben Bußpsalmen. Im gleichen Jahre kam er mit zwei Ausgaben der „Theologia deutsch", jenes feinen mystischen Büchleins, das Luther auf der Erfurter Bibliothek gefunden hatte. Der Drucker wußte, warum er diese Schrift seinen Straßburgern anbot. Luther hatte geurteilt, der Inhalt der Gedanken sei „fast nach der Art des erlauchten doctors Tauleri, prediger ordens", und der war ein Straßburger. Und dann war das Büchlein deutsch, und gerade diese deutsche Theologie hatte Luther entzückt. Die Straßburger bekamen Luthers Vorrede zu lesen: „Ich danke Gott, daß ich in deutscher Zunge meinen Gott also höre und finde, wie ich ihn bisher nicht gefunden habe, weder in lateinischer, griechischer noch hebräischer Sprache. Gott gebe, daß dieser Büchlein mehr an den Tag kommen, so werden wir finden, daß die deutschen Theologen ohne Zweifel die besten Theologen sind". Knoblauch hat noch eine ganze Reihe von Lutherschriften nachgedruckt, dann erscheint neben ihm Martin Flach in Straßburg, dann Amandus Farckal in Colmar, Lazarus Schürer in Schlettstadt, Matthias Schürer in Straßburg, Thomas Anshelm in Hagenau, Renatus Beck und Johann Prüß in Straßburg,

Johannes Herwagen in Straßburg und Wolfgang Köpfel ebendort. Es handelt sich immer um die praktisch ins Volksleben eingreifenden Lutherschriften, um seine Traktate von der Beichte, vom Abendmahl, von der Ehe, vom Gebet, vom Bann, vom Wucher, und dann natürlich um seine Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation. Von dieser vaterländischen Lutherschrift ist — wie ein erster Gruß berührt es uns heute! — auch eine italienische Übersetzung in Straßburg bei Georg Ulricher gedruckt worden. Und wie haben die elsässischen Drucker zur Verbreitung von Luthers deutscher Bibel und ihrer Auslegung, der Kirchenpostille, beigetragen! Das Neue wie das Alte Testament oder auch einzelne Teile, wie das Johannesevangelium oder den Psalter, haben sie gedruckt, Johannes Knoblauch brachte allein 1524 vier Ausgaben von Luthers Neuem Testament heraus, zu den genannten Druckern kamen neue hinzu, wie Wilhelm Seltz, Johannes Schwan und Johannes Grüninger.

Aber die Lutherdrucke sind nur ein kleiner Teil der elsässischen reformatorischen deutschen Presse gewesen. Es kamen hinzu Schriften der übrigen Reformatoren im Reich, in der Schweiz und in Straßburg ganz besonders, und eine Fülle von deutschen Flugschriften gerade aus den ersten Jahren, da die neue Glaubensbotschaft im Volke bewegt wurde. Ein feines, kleines Büchlein sei erwähnt: des Dekans des Domstiftes am Straßburger Münster, Siegmund Graf von Hohenlohe, 1525 erschienenes „Creutzbüchlein", eine Ermahnung an seine Geistlichen. Mit voller Absicht schreibt er deutsch, da sie das Lateinische doch nicht genügend verstehen, er will, daß das göttliche Wort gefördert wird. Auf die Kanzel des Münsters aber — wenn er predigte waren „im Münster alle Winkel voll" — trat 1522 der Pfarrer Matthias Zell aus dem Oberelsaß und dankte öffentlich vor allem Volke der „edlen Truckerey", weil sie geholfen habe, die Mißstände abzuschaffen. „Ich acht auch, das der barmherzige Gott diese edle Kunst so lang dahinten behalten und sie erst zu diesen letzten Zeiten in deutschen

Landen hab lassen erfinden, daß sie der Bosheit, so sie aufs höchste käm, begegnen würde". Und er fügte hinzu: „es sind auch durch das gantz teutsch land wenig namhaftiger stett, darin nit vil der besten dise leer lesen und sie hören". In Zabern war man schon 1522 so weit, daß beim Abendmahl auf Verlangen auch der Kelch gereicht wurde, „das Evangelium habe ihn das geleret", sagte ein dortiger Bürger, er hatte in Luthers Neuem Testamente gelesen, das dort verbreitet wurde.

Das alles geschah gegen den Willen der Obrigkeiten. Hohenlohe verlor seine Stelle im Domkapitel, der Straßburger Rat hatte zwar mit dem Wormser Edikt, der Ächtung Luthers und seiner Anhänger, zurückgehalten, es schließlich doch veröffentlicht und die Bücherzensur wieder eingeführt, freilich ohne Erfolg. Und allen Bemühungen des Bischofs und seiner katholischen Trabanten zum Trotz wollte schließlich auch die städtische Obrigkeit nicht durchgreifen, es drohten die Spaltung der Bürgerschaft und die Feinde von außen, vorab das katholische Österreich. Durch geschicktes Lavieren glaubte man das Staatsschiff durch die Klippen hindurchsteuern zu können. Und eine Weile ist das auch geglückt. Keine Entscheidung bedeutete freilich den tatsächlichen Fortgang der Reformationsbewegung in der Bürgerschaft. Sehr geschickt wußte man sich 1523 mit dem Schilde des Reiches zu decken: der in Nürnberg tagende deutsche Reichstag glaubte die schwierige Frage der Reformation dadurch überbrücken zu können, daß er auf eine von beiden Teilen, Katholiken wie Lutheranern, gemeinsam anerkannte Grundlage zurückgriff und daher die Predigt des Evangeliums nach der Auslegung bewährter Lehrer in den Reichstagsabschied setzte. Dem entsprechend verfügte alsbald der Straßburger Magistrat. Das ist nicht Durchführung der Reformation gewesen, aber die evangelischen Prediger blieben auf der Kanzel unbehelligt — daß Predigt des Evangeliums sehr verschiedene Dinge umfassen konnte, hatten die Gesetzgeber nicht bedacht oder auch nicht bedenken wollen.

In dem gleichen Jahre, Ende April kam der Mann nach

Straßburg, der berufen war, der führende Reformator zu werden, ein Schlettstadter Kind, ein ehemaliger Dominikanermönch, Martin Bucer. Und wer hatte ihn für das Evangelium gewonnen? Niemand anders als der Reformator Martin Luther selbst. Und wo und wann? Hier in Heidelberg, als Doktor Luther hier im Augustinerkloster disputierte. Damals grüßte die akademische Jugend den Genius von Wittenberg, und der Begeistertste der begeisterten Studenten war der damals 26-jährige Elsässer. Er hatte nach der Disputation eine Unterredung mit Luther und schreibt nun an den Freund Beatus Rhenanus: „Wunderbar ist Luthers Liebenswürdigkeit, wenn er antwortet, unvergleichlich seine Langmut, wenn er zuhört; löst er Argumente auf, so glaubst Du des Paulus Scharfsinn zu erkennen, nicht den des Scholastikers Scotus; so kurz, so treffend sind seine aus der Schrift genommenen Antworten, mit denen er alle zur Bewunderung fortreißt". Soviel er auch weiterhin von dem Schweizer Zwingli annahm, Bucer hat nie den maßgebenden Einfluß des deutschen Reformators verleugnet und sah seinen Beruf gerade darin, die deutsche Reformation zusammenzuhalten gegen die drohende Zersplitterung.

1524 trat Jakob Sturm, gebildet in der Schlettstadter Schule Wimpfelings, in den Straßburger Rat ein; er war berufen, Straßburgs größter Staatsmann in der Reformationszeit zu werden. Deutlich werden die Schritte der Obrigkeit jetzt sicherer, so gewiß auch jetzt noch die Bürgerschaft die vorwärtsdrängende ist: die Geistlichen wurden 1525 gezwungen, Bürger zu werden und damit eingegliedert in den städtischen Organismus, die Klöster wurden aufgelassen, in den schweren Nöten des Bauernkrieges war Straßburg in dem großen Gebiete von Basel bis herunter nach Weißenburg der einzig sichere Zufluchtsort, jetzt tritt die Stadt aus dem engen Rahmen der Landschaft heraus und greift führend in die deutschen religiöspolitischen Verhältnisse ein. Auf dem Reichstag zu Speyer 1526 setzt sich Straßburg unter der Führung von Jakob Sturm für den Zusammenschluß und die Abstellung des Zwiespaltes

in der Religion ein, und je mehr sich der politische Himmel verfinstert und der Kaiser und sein Bruder Ferdinand das Evangelium abzuschnüren gewillt sind, desto zielbewußter rückt Straßburg an die Spitze der süddeutschen Reichsstädte und schiebt Nürnberg in den Hintergrund, das den Widerstand gegen den Kaiser nicht wagte.

Aber noch hat man in Straßburg die katholische Messe, für die Anhänger der neuen Lehre ein unerträglicher Anstoß. Volle vier Jahre lang ist um sie gekämpft worden, sie wurde das Panier des großen Ringens zwischen Katholizismus und Reformation, es war wie bei der Belagerung einer Festung, man rückte vor, gewann die Vorwerke, aus dem Münster wurden 1527 die Bilder entfernt, die Sakramentshäuschen herausgeschafft und die Lichter gelöscht, aber die Festung selbst hielt Stand bis zum 20. Februar 1529. Jetzt kam die entscheidende Abstimmung, wie sie der Senior unter den Ratsherren, der aus der Ortenau stammende wackere Ritter Egenolph Röder von Diersburg mit jugendlicher Frische schon lange gewünscht hatte. Feierlich tat der Ratsschreiber das Ergebnis kund: Im Namen einer freien Stadt Straßburg: „94 Stimmen haben erkannt, daß man jetzt noch stille stehen und die Messe noch bleiben lassen soll bis zu Ende des Reichstags, 184 Stimmen haben erkannt, daß man die Messe abtun soll. Eine einzige Stimme hat erkannt, daß man weder jetzt noch zu andern Zeiten die Messe abtun solle“. Mit überwältigender Majorität war der Sieg der Reformation errungen. Durch die vom Volke gewählten Vertreter.

„Wie eine Braut am Hochzeitsmorgen, so ist ein Volk, das sich erkennt!“ Und wundervoll ist dieses Sich-Erkennen Straßburgs gewesen. Unerachtet des scharfen Einspruchs von Kaiser und Reichsregiment verficht die Stadt das Recht der Reformation. Klar die Bedeutung seiner politischen Schlüsselstellung erfassend, will Straßburg den Zusammenschluß des Protestantismus in Nord und Süd, einschließlich der Schweiz, und die theologische Gegensätzlichkeit in der Lehre vom Abendmahl

dünkt sie geringfügig, wo die politische Einheit nottut. „Auf das Wesen des Christentums kommt es an" — dieser ganz moderne Begriff ist damals von Bucer geprägt worden. Straßburg geht Hand in Hand mit dem hochgemuten hessischen Landgrafen Philipp, nimmt Ulrich Zwingli auf der Reise nach Marburg 1529 in seinen Mauern auf und läßt ihn im Münster predigen, und auf dem Augsburger Reichstage 1530 wahrt sich die Stadt zwischen Katholiken, Lutheranern und Zwinglianern ihre selbständige Stellung in eigenem Bekenntnis, gemeinsam mit den drei anderen deutschen Reichsstädten Konstanz, Lindau und Memmingen. Immer aber großzügig, niemals engherzig. In der Innenpolitik baut sich Straßburg aus zu einem weitmaschigen, aber von einem großen Wollen getragenen Organismus. Berühmt ist das Straßburger Armenwesen der Reformationszeit, berühmt die auf dem Gemeindeprinzip aufgebaute Ordnung des Kirchenwesens, berühmt die Straßburger Toleranz, die den um des Glaubens willen Verfolgten, seien es Täufer, Spiritualisten oder Flüchtlinge aus Frankreich und den Niederlanden eine Herberge der Gerechtigkeit wurde, auch Johann Calvin fand hier eine Zuflucht und nahm Straßburger Kirchenbrauch mit hinüber nach Genf. Weit strahlend reicht in den Briefen Bucers oder anderer die Wirkung der Reichsstadt fast in alle Lande. Für die Zukunft, den Nachwuchs einer Jugend, aber sorgte das 1538 begründete Gymnasium unter Leitung von Johannes Sturm, eine pädagogische Musteranstalt, die glänzende Erfüllung jenes Wunsches von Jakob Wimpfeling. Für das untere Schulwesen hatte man schon früher gesorgt.

Das alles und noch vieles mehr vollbrachte die deutsche Reichsstadt. Aber nun unterlag im schmalkaldischen Kriege 1547 die Reformation dem Kaiser, und Karl V. suchte die verlorene Glaubenseinheit zurückzugewinnen durch Aufzwingung einer stark katholisierenden Kirchenordnung, des sogenannten Interim. Der Straßburger Rat stand vor der Entscheidung: Reformation oder Kaiser. Oder — Frankreich zugunsten der

Reformation. Wieder einmal waren französische Werber im Lande, und wieder gab es in Straßburg eine kleine Franzosenpartei. Damals und in den folgenden Jahren ist Jakob Sturm es gewesen, der den Rat der Stadt bei der Treue zu Kaiser und Reich festhielt, trotzdem gerade der Kaiser das Reformationswerk vernichten wollte. Gewiß sprach hier der Lutheraner, der im Kaiser die gottgegebene Obrigkeit sah, der man Gehorsam schuldig sei, aber ebensosehr sprach der Bürger der freien deutschen Reichsstadt gegen den Franzosen. Durch seine selbständige entschlossene Zurückweisung des französischen Königs bekundete Straßburg den Willen, das zu bleiben, was es während der ganzen Zeit von Humanismus und Reformation gewesen war: deutsch!

Deutsches Schicksal in der elsässischen Literaturentwicklung der Neuzeit

Von

Paul Böckmann

Fast die wichtigste Stunde der deutschen Literaturentwicklung fällt nach Straßburg. Als der junge Goethe dort im Herbst 1770 im Gasthof „Zum Geist" zum ersten Male mit Herder zusammentrifft, beginnt eine neue Epoche nicht nur in Goethes dichterischer Entwicklung, sondern im Gange der deutschen Dichtungs- und Bildungsgeschichte. Goethe sieht sich zurückgeführt auf seinen eigensten Lebenskreis und seine innerste Gefühlskraft; er begreift, daß die Dichtung nicht nach allgemeinen Geschmacksregeln beurteilt sein will, sondern ein persönliches und national gebundenes Dasein zur Darstellung bringen muß. Es entsteht in ihm eine neue Unmittelbarkeit des Ausdrucksverlangens, die die Rokokoformen eines galant-höfischen Stils ebenso beiseite schiebt wie die klassizistische Regelmäßigkeit der an Frankreich orientierten Ästhetik. Und diese Umkehr im dichterischen Verhalten geht zusammen mit einem neuen Deutschbewußtsein. Straßburg und die Landschaft des Elsaß gehören wesentlich zu dieser Begegnung mit Herder hinzu und geben dessen Lehren eine eigene Anschaulichkeit und Erfüllung. Goethe fühlt sich ergriffen von der deutschen Art dieses Grenzlandes und erlebt mit neuen Augen deutsche Landschaft, deutsche Menschen, deutsche Kunst. Er reitet durch das Land der Rheinebene und hinauf auf das Lothringische Gebirge, hin zur Zaberner Steige; er lernt in Sesenheim die Pfarrersfamilie Brion kennen und findet in Friederike das schlichte, naturnahe Mädchen. In ihrer „deutschen

Tracht", mit ihren gewaltigen blonden Zöpfen und heiteren blauen Augen besaß sie eine eigene Anmut, die noch durch Goethes Schilderung in Dichtung und Wahrheit hindurchleuchtet; das Kind des Volkes, einer deutschen Familie, zieht sein Gefühl in den Bann. Und das Straßburger Münster wird ihm zum Sinnbild deutschen Kunstwillens, deutscher Gestaltungskraft; die bisher so verachtete „gotische" Baukunst macht auf ihn einen überwältigenden Eindruck; er möchte ihr einen neuen Namen geben und sie „als deutsche Baukunst unserer Nation vindizieren".

So ruht durch Goethe ein besonderer Glanz auf diesem Land: hier gewann in beispielhafter Weise das deutsche Leben Mut zu sich selbst; hier fand die deutsche Dichtung zu einem volkhaften Gestaltungswillen zurück, hier besann sie sich zuerst auf ihre heimischen Formmöglichkeiten. Wir alle haben bewußt oder unbewußt von diesem beglückenden Aufbruch mitgezehrt, so sehr, daß der Name Straßburg seinen besonderen und festlichen Klang durch dieses Ereignis mit erhalten hat. Wenn Goethe dort so tief und wesenhaft erweckt werden konnte, dann mußte dieses Elsaß in besonderem Maße zu uns gehören, dann mußte es ein so deutsches Land sein, wie kaum ein anderes; es schien uns ein Kernbereich deutschen Schicksals, auf den wir letztlich nie würden verzichten können. Umso merkwürdiger und nachdenklicher mochte es uns dann freilich berühren, als wir hörten, daß es in diesem Lande gelegentlich auch andere Stimmen gab und daß dort das deutsche Selbstbewußtsein in sich unsicher zu werden drohte. Wir hörten das Wort vom Hans im Schnakenloch, der nicht weiß was er will, und konnten es nur schwer mit jenem früheren Ereignis zusammenbringen. Sollte das Goethesche Erlebnis für die Elsässer selbst nicht gelten? War das aber auch nur denkbar, wo doch das Elsaß bis in das 17. Jahrhundert hinein eine Kernlandschaft gerade auch des literarischen Lebens gebildet und in entscheidendster Weise in der Dichtung deutsche Volkskräfte zur Darstellung gebracht hatte? Wie verhält sich also

dieses Goethesche Erlebnis zu den Grundkräften der Elsässischen Literaturentwicklung selbst? In welchem Sinne vermag das dichterische Ringen Aufschluß zu geben über das Schicksal des Elsaß nicht nur, sondern auch über das Verhältnis dieses Grenzlandes zum gesamten deutschen Volkstum und damit über die Erfüllungen, Versäumnisse und Aufgaben in diesem deutschen Lebensbereich?

Die eigentliche literarische Blütezeit des Elsaß ist das 16. Jahrhundert. Damals treten eine ganze Reihe von Männern hervor, die eine sehr eigene literarische Haltung besitzen, unter sich in engem Zusammenhang stehen und die damalige deutsche Literatur nicht nur aufs stärkste mitbestimmen, sondern geradezu repräsentieren. Sebastian Brant, Thomas Murner, Jörg Wickram, Johann Fischart, Hans Michael Moscherosch sind die weithin bekannt gewordenen Vertreter eines literarischen Lebens, an dem die ganze Landschaft offenbar regen Anteil nimmt und zu dem noch manche weniger bekannte Namen mitwirken. Es ist eine Literatur, in der der Schwank und die Satire ganz wesentlich im Vordergrund stehen und die schon dadurch unseren heutigen Erwartungen von der Dichtung fernergerückt ist. Und doch verbirgt sich in diesen Formen offenbar viel vom geistig-seelischen Schicksal des damaligen deutschen Lebens; sie zeugen von einer Aufgeschlossenheit für die Vielfalt der Volkskräfte, für alle Nöte des ständisch gegliederten Lebens, und rücken den einfachen Mann, vor allem Bürger und Bauer, in den Blick. Und zugleich sind es Formen, die in engem Zusammenhang stehen mit den die damalige Zeit bestimmenden Mächten: sie gehören zur literarischen Tradition des Spätmittelalters und nehmen mancherlei Kräfte des Humanismus und der Reformation in sich auf, lassen aber zugleich besonders eindringlich die Lebenssituation erkennen, die am Ende des Mittelalters entstanden war und auf die die neuen geistigen Bewegungen stoßen. Dabei ist es dann auffällig, daß das Elsaß damals wie kaum eine andere deutsche Landschaft die sich regenden Volkskräfte in schwank-

haft-satirische Darstellungen zu bannen weiß; höchstens Hans Sachs gelangt in Nürnberg zu einer entsprechenden Vergegenwärtigung des Volkslebens, nicht ohne Einwirkung des elsässischen Beispiels. Jedenfalls werden wir bedenken müssen, daß der Wirkungsraum dieser Literatur nicht auf das Elsaß beschränkt ist, sondern den ganzen deutschen Südwesten umfaßt, jenes Oberrheingebiet, dessen geistiges Leben damals zwischen den bestimmenden Städten, zwischen Straßburg, Schlettstadt, Kolmar, Basel, Freiburg und auch Heidelberg in so belebender Weise hin- und hergeht und die ganze Landschaft bis in die Schweiz, nach Schwaben und in die Pfalz hinein mitergreift. Dieser Südwesten ist damals eines der wesentlichsten kulturellen Zentren des Reichs und ihm gibt das Elsaß in der satirischen Schwankliteratur eine sehr eigene dichterische Äußerungsform.

Wenn wir dann fragen, warum gerade diese Form herrschend wurde, so wird man beachten müssen, daß Satire und schwankhafte Drastik in Deutschland seit der Zeit zu besonderer Geltung kommen, als die höfisch stilisierte Welt der ritterlichen Epik und des Minnesangs versinkt und es sichtbar wird, daß die staufische Kultur des hohen Mittelalters nur vom geistlichen und ritterlichen Stand getragen wurde. Sobald im dörflich-städtischen Leben der gemeine Mann zu einem stärkeren Selbstbewußtsein erwacht, gewinnen Schwank und Satire erhöhte Bedeutung, geraten der ritterliche oder kirchliche Anspruch in Konflikt mit den vitalen Kräften des Volkslebens, so daß entweder die schwankhafte Situation von sich aus zu sprechen vermag oder die satirische Brechung die Spannung zu vernichten sucht. Die satirische Drastik heftet sich damals an eine Reihe von Schwankfiguren, in denen sich das Volksleben wiederzuerkennen vermag; so werden die Neithartschwänke erzählt, in denen der Ritter als Bauernfeind den Bauern prellt; in den Schwänken vom Pfaffen vom Kalenberg triumphiert der Pfaffe über die Dummheit seiner Gemeinde und umgekehrt weiß Eulenspiegel als Bauernjunge alle anderen

Stände bloßzustellen. Die Gärung der Volkskräfte im vorreformatorischen Deutschland ist vielleicht nirgends so wahrnehmbar, wie in diesem allgemeindeutschen Vordringen der schwankhaft-satirischen Drastik, die sich dann in wachsendem Maße darum bemühen kann, die vielfältigen Schwankstoffe der italienischen Renaissance und darüber hinaus der Weltliteratur auf den deutschen Ton umzustimmen.

Für das Elsaß des 16. Jahrhunderts ist es nun charakteristisch, daß hier die anonyme Gebrauchsform des Schwanks und der Satire zu einer geistigen Waffe umgeschmiedet wird und durch sehr markante Persönlichkeiten ein verstärktes Gewicht erhält. Am Anfang steht Sebastian Brants Narrenschiff. Brant wurde 1457 in Straßburg geboren, als Sohn des Gastwirts zum goldenen Löwen. Herbst 1475 zog er auf die Universität Basel und hörte zunächst in der Artistenfakultät, dann in der juristischen. 1484 ist er Lizentiat des kanonischen Rechts, 1489 wird er Doktor beider Rechte; bis 1500 lehrt er selbst in Basel, um dann als Stadtadvokat nach Straßburg zurückzukehren. 1503 wird er Stadtschreiber und damit einer der einflußreichsten Beamten seiner Vaterstadt; er wird zum kaiserlichen Rat ernannt und kommt in persönliche Berührung mit Kaiser Maximilian. 1521 ist er gestorben. Er veröffentlicht einige juristische Lehrbücher, schreibt lateinische Gedichte über politische und religiöse Fragen und gibt mancherlei moralisch-didaktische Schriften heraus. Das Werk, das ihn berühmt macht und immer wieder aufgelegt wird, ist das Narrenschiff, das 1494 in Basel zuerst gedruckt und in mannigfachen Neuauflagen rasch weiterverbreitet wird. 1497 überträgt es der Schüler und Freund Brants, der Schwabe Jakob Locher, ins Lateinische und macht es damit allen gelehrten Humanistenkreisen auch des Auslands zugänglich; es wird bald aus dem Lateinischen ins Niederländische, Englische und Französische übersetzt und erlangt also eine sehr weitreichende Wirkung, die bis in das 17. Jahrhundert hinein anhält.

Man hat von heutigen Erwartungen aus oft etwas kopf-

schüttelnd diesem Erfolg gegenübergestanden, und in der Tat wird man dem Werk nur gerecht werden können, wenn man es im Zusammenhang mit seiner Zeit sieht: es sucht auf satirische Weise ein Bild der Volkskräfte zu geben, die damals so mächtig in Bewegung geraten sind und nach neuer Bändigung suchen. Brant kennt alle sprengenden Kräfte seiner Zeit und sucht ihnen durch die Satire beizukommen. In der bisherigen spätmittelalterlichen Literatur, in der Didaktik, der Predigt, in den satirischen Teufelszenen der geistlichen Spiele war die Satire immer nur ein Element neben anderen gewesen und vertrug sich mit der Drastik ebenso wie mit der Erbaulichkeit. Jetzt soll die Satire zum Spiegel des Weltlaufs werden, zu dem entscheidenden Mittel, um dem Menschen zur Selbsterkenntnis zu verhelfen. Noch nie war ein so radikaler Versuch unternommen worden, das aus den Fugen gehende Volksleben durch die Satire wieder ins Lot zu bringen und zugleich in den christlichen Glauben zurückzuführen. Erst bei Brant erhält die Satire diese entscheidende Mittelpunktstellung: es mußte einmal versucht werden, alle Laster und Schwachheiten des menschlichen Lebens aufzudecken, um vielleicht dadurch zur Gesundung zu gelangen. Das war ein Versuch, der bei der damaligen Lage des öffentlichen Lebens durchaus innere Berechtigung besaß und deshalb auch reichen Nachhall weckte. Je mehr sich die alten kirchlichen und ständischen Ordnungen auflösten, umso notwendiger mochte es scheinen, alle Auflösungserscheinungen als Narrheiten zu geißeln. Brant macht sich als Satiriker zum christlichen Strafer aller weltlichen Torheiten und sieht sich mit Geiler von Kaisersberg vor der gleichen Aufgabe, wenn er diesen als „der Sünden Strafer und Bedüter" rühmt. Sofern die damalige Zeit zwischen Auflösung und notwendiger Reformation sich fühlte, vermag das satirische Strafgericht ein Eigenrecht zu erhalten, wie zu keiner anderen Zeit. Und so lange die Kräfte der Reformation mit der Auflösung der bisherigen Ordnung ringen, behält deshalb auch die Satire ihre Bedeutung, findet Brant vor allem im

Elsaß immer wieder reiche Nachfolge. Die Satire bleibt die große Waffe in allem künftigen Ringen um ein evangelisch-deutsches Leben und in der Ausbildung einer neuen bürgerlichen Rechtschaffenheit. Das Elsaß mit seiner satirisch-schwankhaften Literatur trägt also dazu bei, alle inneren Gefährdungen des deutschen Volkslebens um 1500 bewußt zu machen, wie auch schließlich ein neues Ethos herauszuarbeiten.

Und zwar lebt diese Satire von der Narrengestalt, so sehr, daß auch sprachlich erst seit Brant die Bezeichnung Narr gegenüber der sonst gebräuchlichen „tore" dominiert. Er bedient sich aller sonst geläufigen Narrenvorstellungen, um alles Welttreiben mit einer großen Narrenschiffahrt zu vergleichen; er spricht davon, daß alle Straßen und Gassen voller Narren seien und er eine ganze Flotte ausrüsten wolle, um sie nach Narragonien zu bringen. Aber es sind nicht die ausgelassenen Gesellen der Fastnacht, sondern eher die Sünder, die zur Selbstbesinnung ermahnt werden und ihr Treiben als Narrheit erkennen sollen. Immer in einzelnen Kapiteln werden einzelne Gebrechen herausgehoben, etwa was beim Trinken, Schwätzen, Borgen, Spielen, Wünschen herauskommt. Oder es werden die weltlichen Güter in Frage gestellt, Reichtum, Glück, Macht, Ehre oder auch das Hofleben und das Studieren. Unter den verschiedensten Gesichtspunkten können immer neue Kapitel entstehen, die dann mit allerlei gelehrten Beispielen aus der biblischen und antiken Überlieferung ausgeschmückt werden. Und diese lockere Reihung besitzt doch einen festen Kern, sofern alle Einzelbilder dazu beitragen wollen, den Menschen zur Selbsterkenntnis und zur Erkenntnis Gottes zu führen: der Narr ist immer derjenige, der sein eigentliches menschliches Wesen verachtet und der Selbsterkenntnis ausweicht. „Viel han erkannt fern, fremde Land / da keiner nie sich selbst erkannt". Das Narrenschiff ist eine große Mahnung zur menschlichen Selbsterkenntnis mit Hilfe der Satire. Und zugleich ist es charakteristisch, daß sich keiner den Narrheiten entziehen kann, da jeder in das Welttreiben verstrickt ist und daher von

irgendeiner Seite her dessen Fragwürdigkeiten verfallen muß. In diesem Durchbruch zur satirisch-unbedingten Narrensituation enthüllt sich Brants Leistung: seine Überzeugungsinhalte deuten weit ins Mittelalter zurück und sind bis ins 17. Jahrhundert hinein geläufig, gehören also nicht ihm eigentümlich an; aber die Narrensatire wird erst durch ihn zu einer allumfassenden Möglichkeit des Weltverhaltens und damit zu einem Kennzeichen der literarischen Situation des 16. Jahrhunderts.

Zugleich führt diese satirische Enthüllung des Welttreibens auf ein persönlich gefärbtes Ethos zurück, das sich der drohenden Auflösung der Volksordnung entgegenzustellen sucht und ein sehr konservatives Gepräge besitzt. Es finden sich klare und verantwortungsbewußte Worte über Lage und Schicksal der deutschen Nation und die Aufgaben des Reichs, die davon zeugen, wie selbstverständlich sich Brant dem deutschen Lebensbereich zugeordnet weiß. Die alte Überlieferung, nach der den Deutschen das Römische Reich übertragen wurde, lebt auch in ihm und erregt ebensosehr seinen Stolz wie seine Sorge. Töne, wie sie bei Wimpheling erklingen und durch Hutten wirksam werden, finden sich auch bei ihm, wenn er mahnt, sich an Kaiser und Reich zu halten und allen Eigennutz zurückzustellen: „Der Tütschen Lob was hoch geehrt / und hat erworben durch solch Ruhm, / daß man ihn'n gab das Kaisertum; / aber die Tütschen flissen sich / wie sie vernichten selbst ihr Rich . . . Ihr Herren, Künig, Land / nit wellen gestatten solch Schand, / wellent dem Römschen Rich zu stan / so mag das Schiff noch ufrecht gan. / Ihr haben zwahr ein'n Künig milt / der üch wol führt mit Ritters Schild, / der zwingen tu all Land gemein, / wann ihr ihm helfen wendt allein. / Der edel Fürst Maximilian wohl würdig ist der Römschen Kron." Ja, der alte Reichsanspruch lebt so mächtig in Brant, daß er im Hinblick auf das Reich der Hoffnung Ausdruck gibt, „daß es noch werd so groß, daß ihm all Erd si undertan, / als es von Recht und Gsatz solt han." — Und ebenso wie an der

äußeren Macht nimmt er an der inneren Ordnung regen Anteil: seiner bürgerlich-selbstbewußten Art entspricht die Verteidigung der alten Ständeordnung, die er doch zugleich auf die eigentlichen Tugenden des Gemeinschaftslebens, auf Arbeit und Gerechtigkeit gegründet sehen will. Eine Hauptgefahr erblickt er in der Verwischung der alten Standesschranken, da dadurch nur der Haß zwischen den Ständen vermehrt werde; er sieht keinen Ansatzpunkt für eine wirkliche Neuordnung und drängt deshalb auf die überkommenen Formen zurück. Aber die sich auflösende Ständeordnung gibt ihm zugleich Anlaß, die überall aufbrechenden Mißstände satirisch zu geißeln und damit die eigentliche Dynamik seiner Zeit sichtbar zu machen.

Das Verhalten der Bauern und der großen Herren wird ebenso getadelt, wie manches scharfe Wort über die kirchlichen Mißstände fällt. Die Bauern werden geradezu dafür verantwortlich gemacht, daß die Ständeordnung ins Wanken gerät und keiner mehr mit seinem Stand zufrieden ist. Das alte, im Neithartbereich immer wieder gezeichnete Bild vom reichen, protzigen Bauern führt zu heftigen Ausfällen, offenbar im Hinblick auf die sich ankündigenden Bauernunruhen. Die Satire kann hier nur strafen, sofern sie zugleich sehr konservativ bleibt. Aber immer ist sie bereit, auf die Mißstände hinzuweisen, vor allem auch im kirchlichen Bereich. So spottet Brant über die Bettelei der Mönche, über die Betrügereien bei der Reliquienverehrung, über die Jagd nach geistlichen Pfründen. Nicht um des Glaubens, sondern um der weltlichen Vorteile willen sei die Stellung eines Geistlichen so begehrt; jeder Bauer wolle einen seiner Söhne zum Pfaffen machen, damit dieser dann seine Geschwister ernähren helfe. Ständeordnung und Kirchenordnung geben also der Satire genug Anlaß, ihre warnende Stimme zu erheben; es sind die Bereiche des öffentlichen Lebens, in denen die sprengenden Kräfte der Zeit am stärksten am Werk sind und denen gegenüber es zugleich fraglich erscheint, ob die Strafpredigt diese Auflösungserscheinungen überwinden kann. Denn schließlich sind doch solche Miß-

stände vor allem Zeichen dafür, daß sich eine geschichtliche Epoche zu Ende gelebt hat und nach neuer Ordnung verlangt.

So drängt denn auch die elsässische Literatur mit innerer Folgerichtigkeit über Brants Position hinaus. Zunächst freilich wird seine Wirkung noch verstärkt durch den Prediger am Straßburger Münster, durch Johannes Geiler von Kaisersberg, 1445 zu Schaffhausen geboren, dann bei seinem Großvater in Kaisersberg erzogen und 1478 vom Rat der Stadt auf die Münsterkanzel berufen. Geiler legt nicht nur 1498 das Brantsche Narrenschiff einem eigenen Predigtzyklus zugrunde, sondern bringt überhaupt in seinen Predigten eine mit Brant verwandte Haltung zum Ausdruck: er entwickelt einen sehr eigenen Predigtstil und ist geradezu der Satiriker auf der Kanzel. Zu seinen Predigten gehören „kurtzweilige Dinge", Facetien und Strafreden wesentlich hinzu, so daß in ihnen ein schwankhaft-satirischer Ton durchbricht, der doch nur auf die Gebrechen der Zeitsituation hinführt. So dient diese Satire später der reformatorischen Bewegung geradezu zur Rechtfertigung. Noch 1524 wird in einer Reformationsflugschrift aus Augsburg, in dem „Gesprächbüchlein von einem Pfaffen und einem Weber", eines der Geilerschen Worte um des revolutionären, bissigen Klangs willen angeführt. Da heißt es: „Es ist wohl 23 Jahr, da was ich zu Straßburg in Dr. Kaisersbergers Predigt. Da sagt er an offener Kanzel, er wöllt nit mehr begehren von Gott, denn daß ihm das Himmelreich so gewiß wär, als den großen Prälaten die Höll." Auch Geiler beweist nur wieder, wie sehr die elsässische Literatur dazu beitrug, die gärenden Kräfte im deutschen Volksleben der Reformationszeit bewußt zu machen und wie gerade dadurch Schwank und Satire ihre vielfältige Bedeutung erlangen können. Die Predigten Geilers gab 1515/17 Johannes Pauli heraus, ein Barfüßermönch, der 1507—10 als Klosterguardian in Straßburg Gelegenheit hatte, den von ihm als Vorbild anerkannten Münsterprediger viel zu hören, der dann 1515 als Prediger und Lesemeister in Schlettstadt nachzuweisen ist und 1518 als Lesemeister in Thann sich

an ein Werk macht, das wieder ganz jener elsässischen Neigung zur bald mehr satirischen, bald mehr schwankhaften Didaktik entspricht. Offenbar angeregt durch Geilers Predigtmärlein und die reiche Exemplaliteratur des Mittelalters, stellt er eine große Sammlung kurzer, meist schwankhafter, aber auch lehrhaft-erbaulicher Erzählungen zusammen, die 1522 in Straßburg erscheint mit dem Titel „Schimpf und Ernst". Das Schwankhafte tritt mehr hervor als das Satirische: das Buch „durchläuft der Welt Handlung mit ernstlichen und kurzweiligen Exempeln, Parabeln und Historien", um die „schläferlichen Menschen zu erwecken und lustig zu hören zu machen". Es ist die erste große deutsche Prosaschwanksammlung, eins der beliebtesten Volksbücher des 16. und 17. Jahrhunderts, aus dem auch Hans Sachs mannigfach geschöpft hat und das neben die Satire schon eigenberechtigter den Schwank stellt.

Thomas Murner ist dann derjenige, der die Brantsche Narrensatire bis zu ihren äußersten Möglichkeiten weiterentwikkelt und damit ungewollt ihre Grenzen deutlich spürbar macht. Die von Brant mehr grundsätzlich angeschlagenen Themen der Stände- und Kirchenordnung rücken für Murner ganz in den Mittelpunkt und werden möglichst lebensnah zur Darstellung gebracht. Dadurch wird seine Satire farbenreicher und drastischer, aber zugleich zeitgebundener und letztlich ohnmächtiger, so daß sie sich schließlich dem Pamphlet nähert. Wenn Brant die satirische Haltung als ein allgemeines Weltverhalten sichtbar machte, so findet Murner in ihr die Waffe, um seiner Zeit die Wahrheit zu sagen im Sinne der altkirchlichen Partei. Damit bereitet er die Satire des Reformationszeitalters vor, die in den Glaubenskampf eingreift und den Gegner bloßstellen will. In seinem letzten umfangreichen Werk, dem „Großen Lutherischen Narren" von 1522 wendet er die satirischen Waffen in überlegen witziger und zugleich boshaft entstellender Weise gegen Luther und die Reformation, die er als einen großen Aufruhr darstellt und ablehnt. Aber seine Luthersatire ist nur Fortführung der bisher von ihm gepflegten Satire. Er

ist 1475 als Sohn eines Straßburger Advokaten geboren; schon 1491 tritt er in den Franziskanerorden ein, besucht die Klosterschule und empfängt 1494 die Priesterweihe; es beginnen seine Studienjahre zunächst in Freiburg, dann in Paris und Krakau; auch in Köln, Rostock und Prag soll er studiert haben. 1506 erhält er die Würde eines Doktors der Theologie. Seine Schriftstellerei beginnt mit theologischen und juristischen Werken für den Schulbetrieb, bis er dann das Narrenthema aufgreift und in einer Reihe von Werken immer wieder zur Zeitsatire vorstößt. 1512 erscheinen die Narrenbeschwörung und die Schelmenzunft, 1515 die Mühle von Schwindelsheim, 1519 die Gäuchmatt.

Das für Murner Charakteristische besteht darin, daß die satirische Haltung ihm das reformatorische Pathos unmöglich macht. Denn er versteht die Satire so, daß sie eine menschliche Unzulänglichkeit bloßstellt, die letztlich auf Erden nicht zu überwinden ist. Man könnte meinen, daß sich bei ihm eine fast zynische Stimmung entwickelt, sofern er trotz allen Strafens von der Unverbesserlichkeit der Menschen überzeugt ist und mit einer gewissen schwankhaft humoristischen Wirklichkeitsfreude sich der Schilderung ihrer Gebrechen überläßt. Er gibt sich damit zufrieden, daß Lehre und Tat im irdischen Bereich nicht miteinander zu vereinen sind und sagt einfach: „Gott hat den Menschen also beschaffen, es seien Laien oder Pfaffen, Weltlich- oder Geistlichkeit, so sind sie all zum Fall bereit; heut staht er uf, morgen fällt er wieder, ein Sünder heut', morg'n ist er bieder; es ist kein Bestand in aller Welt! .... Gott wird die Bösen scheiden dannen von den Guten an sein'm Gericht.“ Das Narrentreiben mutet also fast gottgewollt an, weil seit Adams Fall der Mensch zwischen gut und böse einherschwankt und erst das jüngste Gericht eine endgültige Scheidung herbeiführt. Dadurch gewinnt Murner eine eigentümliche Doppelstellung: sofern er alle Mißstände auf den Fall Adams zurückbezieht, greift er der bestehenden Ordnung niemals an die Wurzel, rechtfertigt er vielmehr die überkommene Macht der Kirche und der Ständeordnung trotz aller

ihnen innewohnenden Mängel; sofern er aber die satirische Haltung von Brant übernimmt, deckt er mit unerhörter Rücksichtslosigkeit die ganze Korruption der damaligen Lebensverhältnisse auf. Die Satire als christliche Strafrede erscheint als die einzige Möglichkeit, um in einer sehr irdisch-menschlichen Welt die Lehre der Kirche aufrechtzuerhalten, die die Vertreter der Kirche doch selbst so mannigfach übertreten. Mit dieser Einstellung wird Murner zu einem bedeutsamen Vertreter der alten Partei, er, der als Satiriker doch der Kritik vorarbeitet, von der die Reformation ausgeht. Von ihm aus läßt sich erkennen, was noch mit der überkommenen Ordnung vereinbar ist und wie erst durch den reformatorischen Glauben die einseitig satirische Haltung überwunden werden kann. So ist es kein Wunder, daß Murner in den eigentlichen Reformationsjahren neben Eck und Emser von allen jung heraufdrängenden Kräften bestens gehaßt und mit Hohn und Spott übergossen wird.

Aber immer führt seine Satire besonders nah an all die Lebensverhältnisse heran, die eine Neuordnung als unausweichlich erscheinen lassen. Er schont weder die Kirche noch den Adel; er hat viel Sinn für alle Nöte des gemeinen Mannes und greift doch zugleich den Bauern an, der aus seinem Stand herausdrängt und zum Ungehorsam, zur gewaltsamen Erhebung, dem Bundschuh, bereit ist. Eindringlich schildert Murner die Bedrückung, unter der der Bauer leidet. Der Lohn seiner Arbeit geht ihm verloren: der Herr verlangt Steuer und Zoll, der Priester fordert Zehnt, Opferpfennig, Beichtgeld, Meßgeld, Jahrzeitgeld; der Bettelmönch oder der fahrende Schüler sammeln in ihren Sack Weizen, Korn und Käs. „Hat sein Huhn ein Ei geleit, so weiß der Bur ein'n solchen Bescheid, daß er soll mir den Dotter geben, vom Eierklar soll mein Frau leben und eß der Bur die Schal daneben." Die sozialen Mißstände läßt Murner ganz kraß hervortreten. Aber ohne weiteres kann er den Spieß umdrehen und den anderen Ständen in ihren Klagen über die Bauern zustimmen. Denn „die Buren sind jetzt

schamper worden und wollen sich vom Bundschuh nähren, dem Adel nehmen mit Gewalt, was er mit Sparen z'sammen halt, und der Geistlichkeit damit, das sie ihn'n haben geben nit". Die ganze soziale Erregtheit spiegelt sich hier, die damals mit der religiösen Bewegung so eng zusammenging und im Elsaß besonders um sich griff und immer wieder zur Tat drängte. Murners Satire kann diese Notlage wohl anschaulich und bewußt machen, aber im Grunde steht er ihr so machtlos gegenüber, wie jede bloße Reaktion vor den neu aufbrechenden Kräften.

Diese innere Ohnmacht der satirischen Haltung jeder echten Neugestaltung gegenüber erweist sich besonders, als Murner auf Luthers Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation zu antworten sucht und in seiner gleichlautenden Schrift von 1520 Luther nun vorwirft, daß er nicht wie Murner selber bei der Satire stehen geblieben sei: denn dann hätte er allen Ständen Vorwürfe machen müssen und nicht einseitig die römische Geistlichkeit angreifen können. „Denn wenn du ein gemeiner christlicher Strafer wärest, sollt dein Straf gemein sein und findet wohl bei dem adelischen Stand so viel zu strafen und bei dem bäurischen als bei dem Papst und dem geistlichen; aber du tust nit damit, dann daß du din menschliche Anfechtungen damit verratest." So sehr die satirische Haltung zunächst dazu beitrug, das Bewußtsein von der Situation des Volkslebens zu wecken, jetzt versinkt sie völlig in der Anerkennung des Gegebenen: „es wird alles beständig bleiben, wie alle menschlichen Händel beständig sein bisher blieben", das ist nun der Weisheit letzter Schluß, der Murner zum starren Verteidiger der alten Ordnung trotz aller ihrer Gebrechen macht.

Aber man darf daraus nicht schließen, daß die elsässische Literatur überhaupt bei der satirischen Negation stehen geblieben sei. Vielmehr ist es höchst eindrucksvoll zu sehen, wie nun eine junge Generation die Lehre Luthers aufgreift und einen sehr lebendigen reformatorischen Willen entwickelt, der

vor allem in vielfältigen Flugschriften sich kundtut. Freilich, da diese Flugschriften durchweg anonym erschienen sind, ist es meist schwer sie bestimmten Verfassern zuzuweisen und sie genau zu lokalisieren. Aber es ist offensichtlich, daß eine ganze Reihe von ihnen in engem Zusammenhang steht mit jener satirischen Literatur des Elsaß und daß hier eine Aufgeschlossenheit für alle Fragen des Volkslebens entstanden ist, wie sie in anderen Teilen Deutschlands weitgehend fehlte. Im ganzen Südwesten des Reichs geht die religiöse Bewegung mit politischen und sozialen Erwartungen zusammen, ohne daß man deshalb von Rottengeistern und Schwärmern sprechen müßte wie bei Thomas Münzer oder den Wiedertäufern. Vielmehr erweist sich jetzt, daß die Satire ein sehr waches Volksbewußtsein erzeugt hat, das nun unter dem religiösen Anruf Luthers zur Neugestaltung weiterdrängt. Die wesentlichsten Zeugnisse dieser Haltung entstammen deshalb auch offenbar dem Kreis der eigentlichen elsässischen Reformatoren.

Da erscheint 1521 ein sehr eindrucksvoller und wirksamer Dialog zwischen einem Pfarrherrn und einem Schultheiß, von dem wir im ganzen 13 verschiedene Drucke nachweisen können und der also eine kaum geringere Verbreitung erreichte als Luthers Schrift an den christlichen Adel; man weist jetzt diese Schrift Martin Butzer zu, dem 1491 in Schlettstadt geborenen Reformator Straßburgs. In diesem Gespräch macht sich der noch am alten Glauben festhaltende Pfarrer das Murnersche Argument zu eigen. Ausdrücklich sagt er: „Zum Widerparthalten hat mich D. Murner in Straßburg gebracht“. Er fragt in dessen Sinne, weshalb denn nur die Geistlichen gestraft werden sollen. „Warum nimmt Luther nit auch für sich euch Weltlichen? Ihr seht, daß alle Bosheit unter euch aufgestanden ist: Räuberei auf der Straße, Unordnung in allen Ämtern der Herrschaften und alle Härtigkeit über arm Leut von euch allen, Pflegern, Vögten, Amtleuten, Schultheißen oder Weiblen. Desgleichen in Städten: was Mißbrauch ist in allen Händeln mit Kaufleuten, Betrug in allen Handwerken, Betrug

mit Essen, Trinken. So sind die Bauern voll böser List, mit was sie zu Markt führen. Ist nit auch Sünd? Geiz?" Die Ständesatire scheint von neuem aufzubrechen; aber nun antwortet der Schultheiß im Sinne Luthers und macht die römische Geistlichkeit verantwortlich: „Wir sind alle ein Leib, geistlich und weltlich. . . So dann der ganz Leib krank ist und des Haupts Diener von der Vernunft kommen, so muß man der Vernunft zum ersten helfen und sie arzneien; so werden die Glieder auch danach gesund. Darum hat D. Luther an euch angefangen; dann ihr sollten die Lehrer sein und wir die Folger". Hier bricht ein reformatorischer Wille durch, der aller Satire eine neue angreifende Schärfe gibt und sie zugleich dem neu geweckten Glauben dienstbar macht. Jetzt werden die Mißstände nur noch herausgestellt, um auf eine Neuordnung zu dringen; aber immer spürt man, wie sehr die Satire die Menschen wach gemacht hat, etwa wenn der Schultheiß seine Eindrücke schildert: „So bin ich jetzt am Ostertag zu Straßburg gewesen; da sah ich ein Präng und Hoffart unter den Pfaffen in der Kirchen und auf der Straß und wenig Andacht dabei, daß mich erbarmt, daß sie so viel Rent und Gült so übel verzehren". Von hier ist es nur ein Schritt bis zu jenen Erörterungen, ob denn die bisher an die Kirche bezahlten Abgaben zu recht erfolgen, und so predigt dann Caspar Hedio bald im Münster von dem Zehnten und fragt dort: „Lieber, sagt man nit zu Straßburg, man soll kein Zehnten geben, Zins und Gülten bezahlen?" Er sucht zu klären, wann und wozu man den Zehnten fordern und wer ihn verweigern darf. Die Neuordnung des sozialen Lebens scheint sich jetzt als unmittelbare Konsequenz aus der satirischen Strafrede zu ergeben.

Und zugleich wird offensichtlich, wie sehr in dieser Landschaft die Lutherische Bewegung mit einem starken Deutschbewußtsein zusammengeht und aus dem Kampf gegen Rom die nationalen Folgerungen ziehen will. Da erscheinen 1521 in Straßburg „Etlich Artikel Gottes Lob und des heiligen Römischen Reichs und der ganzen teutschen Nation Ehre und

gemeinen Nutz belangend". Es sind Vorschläge an Karl V., der Gesetze erlassen solle, um das geistig-religiöse Leben ganz in die Hand der Deutschen zu geben und um alle finanzielle Abhängigkeit von Rom aufzuheben. Zum ersten soll bestimmt werden, „daß kein Fremder oder Ausländischer, der mit der teutschen Sprach dem Volk nit vollkommenlich kann predigen, . . hinfür nicht mehr möge erlangen . . geistliche Würden, Ämter, Lehen und Pfründen teutscher Nation". Und zum zweiten soll verordnet werden, „daß die Einwohner teutscher Nation . . Pension oder Zins den Welschen oder auch ander Ausländische außerhalb teutscher Land wohnhaft hinfür nit zahlen". In diesem Grenzland weiß man, daß man nicht nur gegen die Lehre der „Romanisten und Papisten" auf der Hut sein muß, sondern vor allem gegen ihre politische Macht.

So scheint in diesen Jahren der beginnenden Reformation die Satire eine dienende Funktion gewinnen zu können, weil durch die religiöse Bewegung das deutsche Leben auf eine soziale Neuordnung und nationale Selbstbesinnung hinstrebt. Vom Gang der elsässischen Literaturentwicklung aus gesehen empfindet man doppelt das ganze Gewicht jener eigentlichen Schicksalsfrage, die damals an Deutschland gestellt ist. Wird es gelingen, von der religiösen Erneuerung aus zur politischen und sozialen vorzustoßen? Wird das deutsche Leben eine neue Einheit und Kraft gewinnen oder nicht? Das Elsaß schien darauf zu warten wie kein anderer Reichsteil und mußte dann, als diese weitgreifende Umgestaltung nicht gelang, ja auch vor allen anderen Landschaften an der Ohnmacht des deutschen Reiches leiden. Es wird in den nachfolgenden Jahren immer klarer, daß die Reformation zwar eine ethische Erneuerung und Selbstbesinnung bringt, aber die Macht des Reiches nur schwächt und damit das Grenzland in eine immer bedrohlichere Situation bringt. Wenn es zunächst noch so scheinen möchte, als wenn das heimische Leben durch eine neue Innerlichkeit zur Klärung kommen könnte, so erweist sich doch bald, daß damit allein die elsässische Situation nicht zu bewältigen ist.

Daß zunächst eine gewisse Beruhigung eintritt, beweist vor allem das Werk von Jörg Wickram: in ihm vollzieht sich eine ähnliche Wandlung, wie sie auch sonst in der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts wahrnehmbar ist. Nachdem die eigentlichen Sturmjahre der Reformation mit der Niederlage der Bauern geendet haben, sind die großen Fragen der politischen und sozialen Neuordnung in den Hintergrund gedrängt. Für den einfachen Bürger geht es fortan mehr nur um das persönliche Verhalten, um den rechten Glauben und die wahre Lehre. Das revolutionäre Pathos verwandelt sich in ein reformatorisches Ethos, das sich in den literarischen Äußerungen deutlich auswirkt. Alle Formen der spätmittelalterlichen Tradition müssen sich dem neuen Ethos fügen und gewinnen dadurch einen stärker moralisch-lehrhaften Zug: im Kirchenlied, im Reformationsdrama, in der Fabelerzählung geht es in neuer Weise um die Kraft der Gesinnung, die aus dem Glauben aufwachsen soll; ein parabolisch-didaktischer Ton dringt in der Dichtung vor und verwandelt auch die schwankhaft-satirischen Äußerungen. Von Hans Sachs her ist es uns geläufig, wie sehr dieser lehrhafte Ton mit einer humoristischen Laune und Weltfreude zusammengehen kann, und so wird man auch Wickram am ehesten mit Hans Sachs vergleichen dürfen. Der Sohn des Kolmarer Schultheißen, der selber das Amt des Stadtweibels innehat, richtet sich vor allem auf das bürgerlich-handwerkliche Leben; die Satire verliert ihre Selbstgenügsamkeit und führt auf die Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit des ehrbaren Mannes zurück. Die Freude am heimischen Dasein gibt dem Schwank verstärkte Bedeutung. Allerdings spielt die lutherische Lehre nicht eine so bestimmende Rolle wie bei Hans Sachs; aber zugleich wird nur sichtbarer, wie sehr durch die religiösen Auseinandersetzungen das Bemühen um moralische Tüchtigkeit gewachsen ist.

Die Schriftstellerei Wickrams steht zunächst in engem Zusammenhang mit der satirischen Narrenliteratur des Elsaß: er beginnt seit 1531 mit einer Reihe von Fastnachtsspielen und

biblischen Dramen, in denen die alte Narrenrevue sich dem lehrhaft-moralischen Gehalt fügen muß: an dem 'treuen Eckart' zieht die ganze Reihe der Sünder vorbei und jedem erteilt er seine Lehre: 'noch weist mich göttlich Lehr dazů / das Bös zu strafen spat und frů'. Und im 'Narrengießen' 1537 schilt immer ein Narr den andern. Auch der 'Verlorene Sohn' von 1540 gibt nur ein szenisches Strafgericht über die Jugendtorheiten. Noch 1556 veröffentlicht Wickram als letztes Werk eine Neuausgabe von Murners Narrenbeschwörung. — Von besonderer Bedeutung sind dann vor allem Wickrams Bemühungen um die Erzählungsliteratur. Man könnte ihn geradezu den Begründer des deutschen Prosaromans nennen, sofern er die Prosaauflösungen der höfischen Ritterromane, die als Volksbücher umgingen, in einem eigenen Sinn fruchtbar zu machen sucht: er begnügt sich nicht mit der Übersetzung oder Kompilation, sondern möchte in dieser Abenteuerwelt das lehrhafte Ethos aufleuchten lassen. So ist sein 'Goldfaden', den Brentano später erneuerte, 'allen jungen Knaben sich der Tugend zu befleißen, fast dienstlich zu lesen'. Sein 'Knabenspiegel' von 1554 und das Buch 'Von guten und bösen Nachbarn' 1556 machen den Roman vollends zur Exempelerzählung, der man das rechte und falsche Verhalten entnehmen kann. Hier spricht sich jene handwerkerliche Tugendfestigkeit aus, die auch für Wickrams meistersingerliche Tätigkeit wohl die eigentliche Grundlage abgibt. Denn er war es, der 1546 in Kolmar die Meistersingerschule begründete; er hatte in Schlettstadt eine aus Mainz stammende Meisterliederhandschrift des 15. Jahrhunderts erwerben können, die für uns heute noch eine wichtige Quelle des Meistersangs darstellt, und hatte nach dem Vorbild Freiburgs in seiner Vaterstadt eine Singschule eingerichtet. In der Singordnung heißt es ausdrücklich: 'es sollen die Singer von Friburg in allen Fällen nit anders dann die unseren gehalten werden'.

So steht nun überhaupt die Schriftstellerei Wickrams in engem Zusammenhang mit seinem Heimatkreis: mit seinen Dramatisierungen fügt er sich ein in die Spieltradition der

elsässischen Städtchen, die sich mit ihren handwerkerlichen Spieltrupps gegenseitig besuchten. Und vor allem sein bekanntestes Werk, das Rollwagenbüchlein, eine Schwanksammlung von 1555, gewinnt seine lebendigsten Farben durch diese Heimatnähe. Die Zeit des Augsburger Religionsfriedens scheint endlich eine friedliche Zukunft zu verheißen und so kann die Freude am Schwank und der humorvollen Drastik neues Recht erhalten. Was Pauli mit seiner Sammlung am Beginn der Reformation bot, ist jetzt mit Sinnenfreude und Laune zu neuer Geltung gekommen; die alten Schwankmotive gewinnen Breite und persönliches Gepräge, weil sie aus dem eigenen Lebenskreis hervorwachsen. Wenn da eine Geschichte einsetzt: 'Nehment wahr, es ist ein Stadt im Elsaß gelegen, Reychenweiler genannt; dieselbig ist Graf Jörgen von Würtenberg zugehörig. In deren wohnet ein Wirt und hieß man das Wirtshaus zum Bären', dann ist freilich die nachfolgende Erzählung so an einen deutschen Heimatraum gebunden, daß dadurch schon alle abenteuernde Drastik und Schalkhaftigkeit schönstes Leben gewinnt. Die Wickramsche Sammlung findet denn auch rasch Nachfolge. 1556 gibt der Stadtschreiber von Maursmünster Jakob Frey eine entsprechende Schwanksammlung heraus: 'Die Gartengesellschaft'. Auch hier werden die Erzählungen gern im heimischen Bereich verwurzelt; als eine eigentümliche Schwankfigur tritt gelegentlich der welsche Knecht auf, der das Deutsche nur radebrechen kann und damit unfreiwillig komische Wirkungen erzielt. Und 1557 läßt der Straßburger Martin Montanus seinen 'Wegkürzer' erscheinen, wo das Drastische sich schon sehr verselbständigt, und die lateinische Facetienliteratur ebenso wie Boccaccios Erzählungen weidlich ausgeschrieben werden. Aber auch er beweist, wie sehr gerade die heitere Schwankliteratur mit ihrer Lebensfreude im Elsaß zu Hause ist.

Freilich, bald zeigt sich, daß diese so reiche und lebensvolle Landschaft von mancherlei Gefahren bedroht und großen politischen Gewalten ohne rechten Schutz ausgeliefert ist. Die

katholische Kirche sucht auch im Elsaß wieder Fuß zu fassen und gewinnt seit 1569 in dem neuen Bischof von Straßburg, einem Grafen von Manderscheid, eine kräftige Stütze. Seit 1576 gelangen die Jesuiten ins Land, die 1580 in Molsheim ihren Schulbetrieb eröffnen können. Und unter dem Deckmantel der Glaubenskämpfe drängen sowohl die Spanier wie die Franzosen immer mehr gegen die Grenzen des Reichs vor. Das Elsaß kommt in eine besonders schwierige Lage, weil die eigene territoriale Zerrissenheit die inneren Glaubensgegensätze verschärft und jede Partei bei den Glaubensgenossen auch des Auslands Schutz suchen muß. Je weniger Unterstützung das Reich zu bieten vermag, nach umso stärkerer Anlehnung verlangen die Protestanten bei den Schweizer Städten und den französischen Reformierten, während umgekehrt die Katholiken sich der Liga und der mit den Fürsten von Lothringen verbündeten spanischen Macht verschreiben. Diese politisch gespannte Situation verändert auch das literarische Leben im Elsaß von neuem und ist vor allem in dem Werk von Johann Fischart nachhaltig zu spüren. Auch dieser Sohn eines Straßburger Gewürzkrämers lebt aus den Kräften seiner Heimat. Als er 1576 als etwa 30jähriger im 'Glückhaften Schiff' jene Fahrt nach Straßburg feiert, die die Züricher an einem Tage vollbrachten, um an dem Schützenfest der befreundeten Stadt teilzunehmen, da spricht er mit jenem tüchtigen Bürgersinn, wie er uns von Wickram her geläufig ist. Diese Schiffahrt wird ihm geradezu zum Sinnbild aller durch die Reformation geweckten ethischen Kräfte, beweist sie doch sinnenfällig, was arbeitsamer Sinn und freundschaftliche Einmütigkeit alles leisten kann und wie man durch tüchtige Arbeit Ruhm gewinnt. 'Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel / So führen über Strom und Hügel'. Immer bleibt in Fischart dieser ehrenfeste Mannessinn lebendig; aber zugleich weiß er mit eigener Spielfreude auf die Satire der Brant und Murner zurückzugreifen. Wer nicht mit dem glückhaften Schiff der Züricher fahren will, wird nur wieder mit dem Narrenschiff nach Narragonien ge-

schickt. Er greift auf das Eulenspiegelbuch zurück und bringt es 1572 reimensweis heraus, weil man der schalkhaften Welt den Schalk nie genug beschreiben könne. Er meint: 'Ist es nicht angenehmer, ermahnt werden mit Scherzen, dann mit Schmerzen?' In ähnlicher und doch eigener Weise sucht er Ethos und Satire in der Flohhatz 1573, dem Podagrammisch Trostbüchlein 1577 und dem Ehzuchtbüchlein 1578 zu vereinen. Ein sehr subjektives, groteskes Spielen mit Worten und Sätzen zeichnet ihn besonders aus.

Aber das für Fischart Kennzeichnende liegt nun doch darin, daß er nicht im moralisch-satirischen Bereich stehen bleiben kann, sondern ähnlich wie Murner und doch von ganz anderer Ebene aus wieder in die Tagespolemik eingreifen muß und die Waffen der Satire für die religiös-politischen Auseinandersetzungen nutzbar macht. Er beginnt seine Schriftstellerei 1570 mit einer satirischen Kampfschrift gegen einen Verteidiger des neuen Straßburger Bischofs und seitdem steht er im Kampf gegen alle katholischen Ansprüche, in einem Kampf, der 1580 im 'Jesuiterhütlein' seinen bissigsten satirischen Ausdruck findet. Von dieser Kampfposition aus nimmt er regen Anteil an dem Schicksal der Protestanten nicht nur im Elsaß, sondern auch in der Schweiz und besonders in Frankreich und den Niederlanden. Er verdeutscht eine ganze Reihe von niederländischen und französischen Schriften, die entweder selbst im satirischen Kampf gegen Rom stehen oder von den Schicksalen der Reformierten in den Nachbarländern berichten. Offenbar wollte Fischart ein Bewußtsein wecken von der gefährlichen eigenen Lage, die für ihn doch immer zugleich die Lage des deutschen Reiches mitbetrifft. Es ist ein oft verzweifeltes Bemühen spürbar, für die eigene Heimat und den protestantischen Glauben eine Entlastung und Sicherheit zu gewinnen, die das Reich nicht mehr bieten will. So bricht bei ihm eine ungestüme Klage über die Auflösung des deutschen Reiches durch, eine Klage, die wie ein letzter Hilferuf klingt und die Hoffnungen der Reformationszeit auf eine nationale Erneue-

rung endgültig dahinsinken sieht. Als 1587 die Truppen der Liga in die dem Hause Württemberg gehörende Grafschaft Mömpelgard einbrechen, gibt Fischart einen Augenzeugenbericht der Feindseligkeiten heraus und weist dabei besonders eindringlich auf die deutsche Notlage hin. Er betont, daß alle 'guten Reichsordnungen' ebensowenig mehr nützen wie die 'Teutsche Mannheit'. Denn die Jesuiten als die Kreaturen des Papstes haben so viel Mißtrauen in Deutschland gesät, 'daß die gemeine teutsche Zusammensetzung mehrerteils gefallen' und sich ein Teil der Fürsten der Liga gewogen zeigt. Dazu treibt manche der Geiz, auch gegen ihren Glauben den ausländischen Nationen zu dienen, während andere sich aus Eigennutz weigern, ihren Bundesverpflichtungen nachzukommen. Er mahnt schließlich an die Zukunft, wo man den räuberischen Zugriffen immer weniger werde widerstehn können, wenn man das 'spanisch und welsch Feuer' nicht zeitig löschen wolle: 'es möchte auch zu unser wohlverdienten Straf . . . erfolgen, daß, nachdem dem Teutschen Reich etliche Glieder entzogen, den übrigen die Last . . allein zu ertragen viel zu schwer und unerträglich sein würde'. Es mutet solch Wort an, wie eine Vorwegnahme all des Schicksals, das mit dem 30jährigen Krieg über Deutschland hereingebrochen ist. Und entsprechend klingen die Verse, mit denen er das Bild der 'Germania domitrix gentium' begleitet. 'Was hilfts, o Teutschland, daß dir gefallt / dies Bild so herrlich, sieghaft gestalt? . . Was rühmst du dich viel adelichs / und tust doch nichts dann tadelichs? Weil heut doch schier kein Ernst ist mehr / Handzuhaben Freiheit und Ehr.' Es erweist sich in solchen Worten, wie sehr sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts schon das Elsaß vom Reich verlassen fühlte und zugleich zeigt sich darüber hinaus, wie wenig das Reich eine Möglichkeit gewonnen hatte, die reichen Kräfte dieser Landschaft, ihre Energie des Geistes und ihren deutschen Volkswillen, für sich fruchtbar zu machen. So steht Fischart recht eigentlich am Ende einer literarischen Entwicklung. Kaum irgendwo sonst wird so deutlich wie in dieser

Literatur des Elsaß, daß es im 16. Jahrhundert um eine Gesamtordnung des deutschen Lebens aus seinen eigenen Kräften heraus ging; als sie verfehlt wurde, sah sich das Elsaß verlassen und seines besten Mutes beraubt, wurde es zum Waisenkind, um das sich keiner recht mehr kümmerte. Was auf Fischart folgt, mutet deshalb nur noch wie ein Nachspiel an. Die elsässische Literatur bildet nun nicht mehr einen Mittelpunkt des geistigen Ringens, sondern kann nur noch gelegentlich ihre landschaftliche Eigenart zur Geltung bringen oder die allgemeindeutschen Vorgänge zurückspiegeln.

Denn je mehr im 17. und 18. Jahrhundert die deutsche Literatur sich dem höfischen Stil der Territorialherren fügt und vor allem sprachliche Repräsentationsformen erst im Barock- und dann im Rokokogeschmack zur Verfügung stellt, um so weniger können jene volksnahen Kräfte, die die elsässische Literatur auszeichneten, sich behaupten. Gewiß, die Meistersingertradition lebt weiter; das deutsche und lateinische Schultheater blüht vor allem in Straßburg und Kolmar; Rompler von Löwenhalt aus Wiener Neustadt stiftet gar 1633 in Straßburg ein Dichterkränzchen im Sinne der Opitzischen Reformbewegung, die Tannengesellschaft; Konrad Pfeffel dichtet im 18. Jahrhundert im Stile Gellerts seine Fabeln. Und vor allem gelang es 1621 das Gymnasium Johann Sturms zur Universität zu erheben und damit ein geistiges Zentrum auch für das deutsche Heimatbewußtsein im Elsaß zu schaffen, stammten doch vier Fünftel aller dort bis 1789 wirkenden Lehrer aus Straßburg selbst. Hier finden bedeutende Geschichtsforscher ihren Wirkungskreis, die frühzeitig den Blick auf die altdeutsche Überlieferung zurücklenken: Johann Schilter aus Meißen sammelt als Straßburger Professor 1686—1705 althochdeutsche und mittelhochdeutsche Texte. Und vor allem Johann Daniel Schöpflin 1694—1771, im badischen Sulzbach von einer aus Kolmar stammenden Mutter geboren, bildet gewissermaßen das letzte Glied jenes oberrheinischen Humanismus, der aus der vaterländischen Geschichte Klarheit über die eigenen Aufgaben

zu gewinnen sucht: seine Alsatia Illustrata faßt seine Lebensarbeit zusammen. Schöpflin zieht mancherlei vornehme Hörer aus den verschiedenen Ländern an, wie denn überhaupt die Universität gerade auch in den entfernten Gebieten des Reiches besonders des Ostens Ansehen und Geltung gewinnt; die Matrikeln bezeugen ein starkes Überwiegen des deutschen Elements. Aber im ganzen spürt man in diesen Jahrzehnten und Jahrhunderten doch, wie sehr der Streit um das Grenzland, die Folgen des 30jährigen Krieges und die 1681 abgeschlossene Annektierung des Landes durch Frankreich alle Kräfte des geistig-literarischen Lebens lähmten. Das Gefühl, 'vom Reiche abandonniert' zu sein, erzeugt Resignation und Gleichgültigkeit; die befruchtende Wechselwirkung mit einem großen, kräftigen Nationalleben fehlt und so bleiben auch die literarischen Bemühungen durchweg eng gebunden. Die elsässische Literaturentwicklung beweist handgreiflich, was es bedeutet, wenn in einer geistig regen Landschaft die politischen Schicksale zerstörend eingreifen und der Zusammenhang mit dem zugehörigen Lebensraum verloren geht. Als Goethe 1770 nach Straßburg kommt, weiß man im Reich von einem besonderen deutschen Geistesleben im Elsaß bitter wenig, so wenig, daß selbst Goethe noch Ende 1768 in Frankfurt meinte, dort im Elsaß das französische Leben studieren zu können.

Und doch ist es nun bedeutsam, daß selbst in den gefahrvollen Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts zwei Männer zu Wort kommen, die durch ihr persönliches Werk neue Kräfte auch im Reich freimachen. Da ist Hans Michael Moscherosch, 1601 im Elsaß geboren, dann auf der Straßburger Lateinschule und Universität erzogen und bald Amtmann. 1640 läßt er seine 'Strafschriften' erscheinen, die Gesichte Philanders von Sittewaldt. Auch er greift auf das elsässische Narrenthema zurück und gibt ihm eine neue, dem 17. Jahrhundert angemessene Ausprägung: das Verlangen nach menschlicher Selbsterkenntnis ist in einen privateren Raum zurückgewichen und sucht die Kräfte des Herzens zur Geltung zu bringen in einer Welt, die

sich selbst betrügt und in der Heuchelei des bloßen Scheins versinkt. Der Gegensatz von äußerlicher Gestalt und innerem Wesen wird überall wiedergefunden und verstärkt die Vanitasstimmung, die das deutsche 17. Jahrhundert so weithin beherrscht. Das Hofleben wird entzaubert, das à-la-mode-Treiben und die zunehmende Ausländerei gegeißelt, über die Venusnarren gespottet; eine schwermutvolle Weltverachtung ist das rechte Gegenstück zur politischen Wirrnis und Hoffnungslosigkeit jener Tage. Das Werk des Moscherosch ist nun insofern besonders bedeutungsvoll, als es offenbar auf Grimmelshausen starken Eindruck gemacht hat und diesen einzig volksnahen Dichter des 17. Jahrhunderts in nahe Beziehung zur elsässischen Narren- und Schwankliteratur bringt. Als bischöflich-straßburgischer Schultheiß zu Renchen im Schwarzwald war der Hesse Grimmelshausen ja dem elsässischen Lebenskreis eng benachbart, und so mutet es wie eine Fortführung der elsässischen Literaturentwicklung an, wenn in seinem Simplizissimus Schwank und Satire eine besondere Bedeutung behalten und sich ein vaterländisches Schicksalsbewußtsein sehr ähnlich ausspricht, wie schon bei Fischart. Wenn Grimmelshausen bewußt auf den höfischen Barockstil verzichtet und seine Dichtung in den heimischen Lebensraum und den eigenen Erfahrungskreis zurückführt, dann tut er das offenbar auch, weil er eine innere Nähe zu jener elsässischen Literatur des 16. Jahrhunderts gewonnen hat, wie kein anderer deutscher Poet jener Zeit.

Und neben Moscherosch ist Philipp Jakob Spener zu nennen, der 1635 in Rappoltsweiler geboren wird, 1651 die Straßburger Universität bezieht und 1663—66 auf der Münsterkanzel steht. Als Vater des Pietismus scheint er nur in einen religiös-theologischen Zusammenhang zu gehören, aber darüber hinaus schafft er doch Voraussetzungen auch für die Neubegründung des geistig-literarischen Lebens. Man könnte geradezu meinen, daß jener religiöse Erneuerungswille, der im deutschen Südwesten zur Zeit der Bauernkriege so lebendig war und dann doch nicht durchdrang, nun in neuer Verinner-

lichung wieder hervortritt. Die Überlieferung der mittelalterlichen Mystik und der Laienfrömmigkeit erneuert sich in ihm, wenn er auf die Welt des Herzens, des Gefühls, des inneren Lebens zurückgeht und von da aus zu einer neuen Praxis der Lebensführung anzuregen sucht. Sein weiterer Lebensgang ermöglicht es ihm, diese gefühlsbestimmte und doch auf praktische Bewährung drängende Glaubenshaltung in den verschiedensten deutschen Lebenskreisen zur Geltung zu bringen, als Senior des geistlichen Ministeriums in Frankfurt am Main, als Hofprediger in Dresden, als Propst in Berlin. Er vermag geradezu eine religiöse Volksbewegung in Deutschland zu entfachen, die fortan das kräftigste Gegengewicht sowohl gegen den höfischen Absolutismus wie gegen den westlich-aufklärerischen Rationalismus bildet. Die religiöse Innerlichkeit, die in breiten Schichten des deutschen Bürgertums herrschend wird, ermöglicht fortan eine Kraft der Selbstbesinnung, die auch außerhalb des religiösen Bereichs wirksam werden kann und schließlich zur völkischen Selbstbesinnung im geistig-seelischen Leben mithilft. Die deutsche Dichtungsbewegung, die mit Klopstock und dem Sturm und Drang einsetzt, gewinnt eine Gefühlsunmittelbarkeit, die durch den Pietismus in starkem Maße vorbereitet war; noch bis in die deutsche Romantik hinein hilft die pietistische Erziehung dazu, die deutsche Charakter- und Glaubenswelt zu sich selbst zu führen. Sofern also Spener diese pietistische Bewegung in Gang brachte, wirkte auch hier noch die seelische Kraft des Elsaß mit, den deutschen Geist zu formen.

Ja, als der junge Goethe nach Straßburg ging, war auch er vorher in Frankfurt pietistischen Kreisen nahegekommen. Und wenn er auch in Straßburg die sektiererisch frommen Leute rasch langweilig findet, die in ihm geweckte Gemütskraft richtet sich nun um so mehr auf das weltlich-diesseitige Dasein und erfreut sich des deutschen Wirkens um ihn her. Man möchte geradezu sagen, daß er nun einer vom Elsaß ausgehenden religiösen Bewegung ihren deutschen, irdischen Sinn zu geben ver-

mag. Freilich nicht ohne Herders Hilfe! Denn Herder, der Ostdeutsche, weiß diesen Gefühlsaufbruch in einem neuen Sinn zu deuten und zu rechtfertigen. Er weist Goethe in Straßburg darauf hin, wie alles Dichten und Denken an die Muttersprache gebunden ist und jede kulturelle Leistung aus nationalen Zusammenhängen hervorwächst; er mahnt den Dichter, auf sein heimisches Selbstgefühl zurückzugehen und aus Stamm und Mark der Nation zu dichten; er schiebt die gelehrte Bildungsdichtung ebenso beiseite wie alle französischen Zivilisationsansprüche und lenkt statt dessen den Blick auf Volk und Natur in ihrer jeweiligen Eigentümlichkeit. Er weist auf die Volkslieder hin und findet in ihnen den Genius der Nation am Werke. So beginnt denn Goethe in Straßburg volksmäßig zu singen: seine Sesenheimer Lieder wollen nichts sein als Ausdruck der Empfindung eines übervollen Herzens. Er zeichnet sich Volkslieder auf und schickt sie an Herder für dessen Sammlung: 'Ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe — Ich habe sie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen.' Es sind rechte Volksballaden, die nur wieder bezeugen, wie sehr das Elsaß an der gesamtdeutschen Überlieferung Anteil hat. Und so bleibt es immer denkwürdig, daß die deutsche Dichtung in dem Augenblick, als sie sich auf das heimische Selbstgefühl zurückbesann, auch den deutschen Charakter des Elsaß wieder entdeckte und bewußt machte.

Aber zugleich wird uns aus unserem Überblick deutlich, warum Herders Mahnruf zur völkischen Erneuerung und Selbstbesinnung im Elsaß nur so geringen Nachhall wecken konnte und auf den Kreis der elsässischen Freunde Goethes um den Aktuarius Salzmann beschränkt blieb. Diese Landschaft sah sich seit dem 16. Jahrhundert vor der Schicksalsfrage, ob das deutsche Reich eine machtvolle Staatsordnung gewinnen würde, in der sich alle Volkskräfte regen könnten. Seit 1681 stand dieses Elsaß mit seinem deutschen Leben im französischen Staatszusammenhang und erst um 1770 war man im Reich

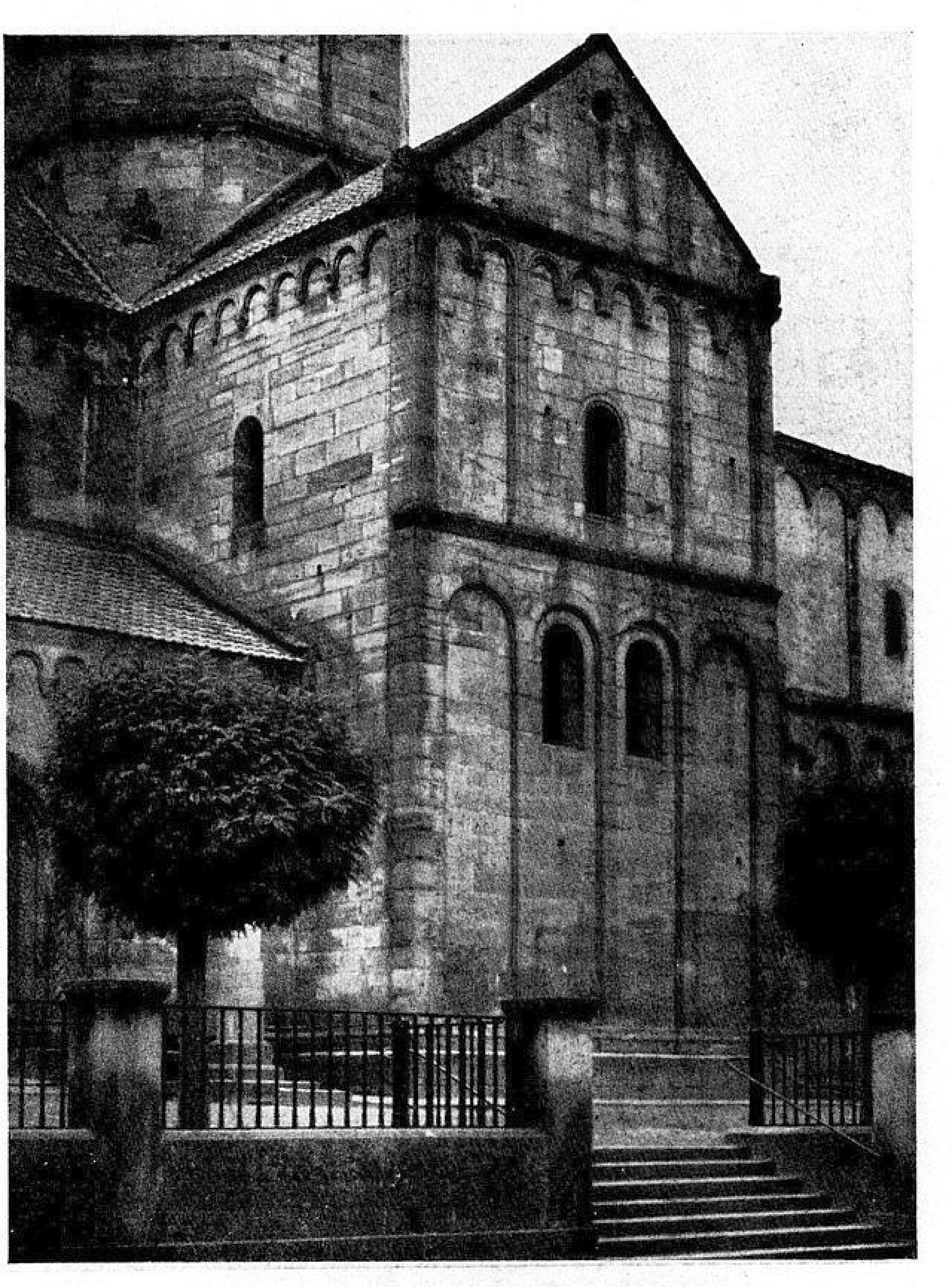


Abb. 7. Rosheim, St. Peter und Paul, Querhausfront.

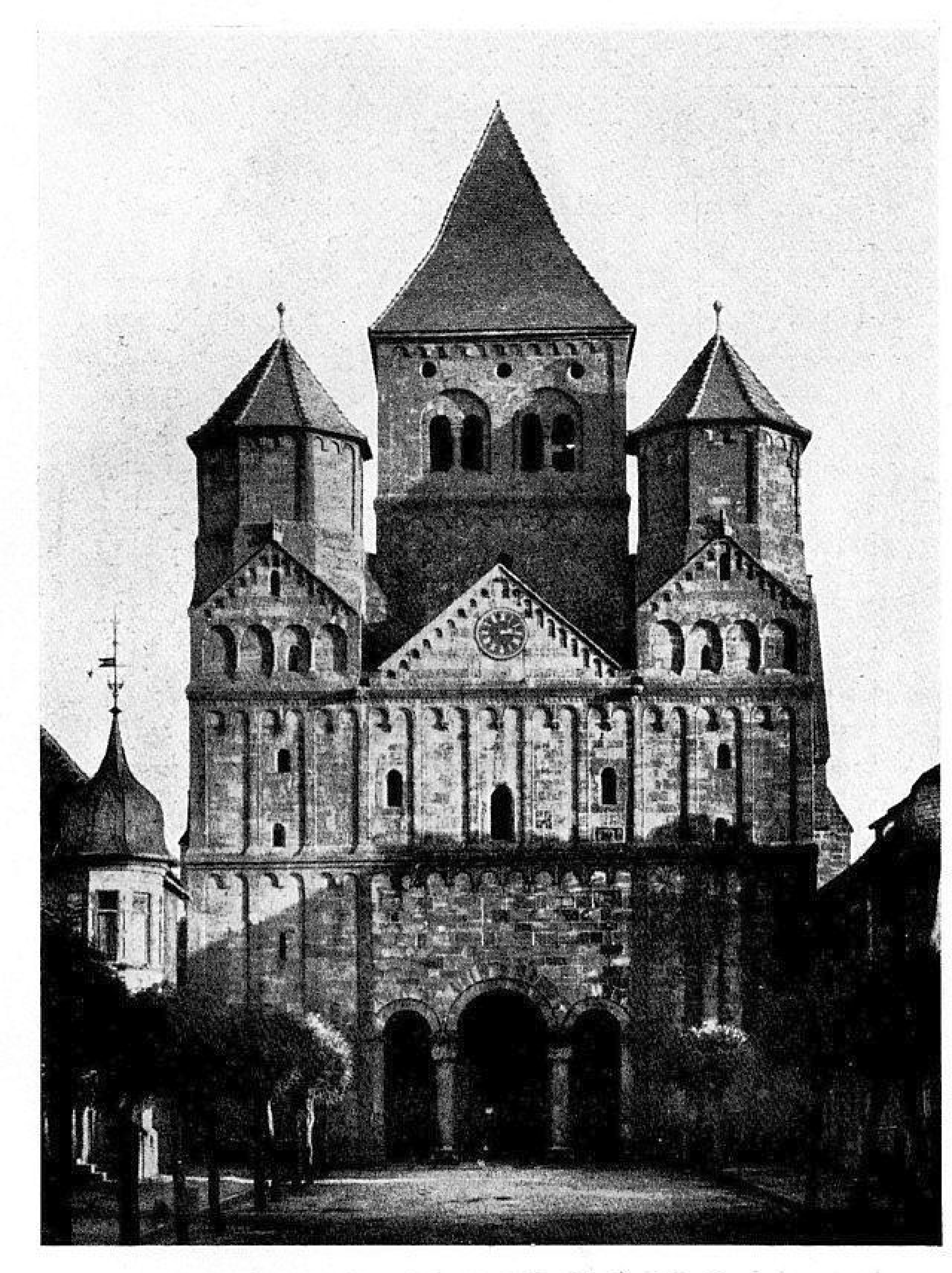


Abb. 8. Maursmünster, Klosterkirche, Westbau.

endlich so weit, daß man zur kulturellen Selbstbesinnung aufrief. Aber wie sollte dies jetzt sichtbar werdende Bildungsideal zu einer staatlichen Macht gelangen können, die die verlorenen Glieder des Reichs zurückholte? Das mußte noch unabsehbar scheinen. Wieder gehört es zum deutschen Schicksal, daß in diesen Jahrzehnten des völkischen Sichselbstfindens Frankreich uns von neuem politisch zu überholen scheint und durch die französische Revolution einen Machtkomplex schafft, in dem auch das Elsaß seinen Platz meint finden zu müssen. Die Revolutionsideen scheinen dem selbstbewußten Bürgersinn und dem wachen Volksleben im Elsaß entgegenzukommen; und zugleich schafft der napoleonische Staatswille aus der territorialen Zerrissenheit eine landschaftliche Einheit. So ist das Elsaß in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts weitgehend bereit, den deutschen Heimatsinn mit französischer Staatszugehörigkeit zu vereinigen. Karl Friedrich Hartmann spricht 1848 in seinem Gedicht 'Alsatenstimme an der Rheingrenze' die nun entstandene Situation besonders deutlich aus. Er weist alle Vorwürfe der Untreue zurück und fragt dagegen, welche Zukunft denn bliebe, wenn sich das Elsaß gegen Frankreich wendete, als 'Trost . . bei vierunddreißig Ländern zu erkaufen, / die irr' sich mit dem Namen Deutschland taufen, / da jedes sich und nur sich einzeln zählt'. Und mahnend deutet er auf das zurückliegende Schicksal: 'Drum frag' ich, was die Väter einst verbrochen, / Als sie, verarmet für das deutsche Reich, / der Hilf umsonst geharrt . . . .?' (Vgl. Deutsche Dichtung im Elsaß von 1815—1870. Hrsg. von E. v. Borries, Straßburg 1916, S. 90.)

Aber zugleich werden in diesen Jahrzehnten andere Männer sich bewußt, in welche ständige Konfliktsituation man geraten muß, wenn man deutschen Heimatsinn mit französischer Staatlichkeit vereinen will. Ludwig Spach gibt 1839 seine Jugendgedichte heraus, die vor seinem Aufenthalt in Paris entstanden waren und spricht nun von dem 'unseligen Schwanken zwischen zwei sich feindlichen Sprachen'. Er sieht die innere Un-

möglichkeit einer Doppelkultur und will sich deshalb tragischerweise für die französische entscheiden. Aber damit ruft er den Widerspruch junger Kräfte wach und in der Zeitschrift Erwinia der Brüder August und Adolf Stöber erscheint die Absage an Spach mit der bekenntnishaften Überschrift 'Wir reden deutsch!' Man lehnt es freilich ab, daraus politische Konsequenzen zu ziehen und meint, weiterhin politisch Franzose sein zu können. Aber es ist damit doch ein Heimatwille wachgehalten, der in dem Augenblick dem deutschen Gesamtleben sich wieder einfügen kann, wo die machtmäßigen Voraussetzungen dafür gegeben sind. So finden wir denn auch in diesen Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einige Werke, die von Heimatliebe und Heimateigenart des Elsaß zeugen und sich gerne auch des Dialekts bedienen. Am Anfang steht der 'Pfingstmontag' von Georg Daniel Arnold, ein Lustspiel in Straßburger Mundart von 1816, das die ganze Vielfalt des elsässischen Volkslebens vorführt und von Goethe so anerkennend besprochen wurde. August Stöber gibt 1836 Alsabilder heraus und 1842 ein 'Oberrheinisches Sagenbuch', zu dem noch manche Elsässer beitragen, die alle dem Stile Uhlands folgen und die heimische Überlieferung in balladische Formen fügen. Als dann Stöber mit Jakob Grimm in Austausch kommt, wird er von dessen Haltung stark berührt. Er bemüht sich fortan um treue Bewahrung der heimischen Überlieferung und sammelt die elsässischen Sagen im gleichen Sinne wie Grimm die deutschen Sagen und Märchen. Wie sehr dieser Heimatsinn sich der deutschen Bildungswelt zu öffnen vermag, beweist dann nach 1870 vor allem Friedrich Lienhard, der in seinem Oberlinroman das Elsaß der Revolutionszeit zeichnet und in seinen „Wegen nach Weimar" sich auf die große deutsche Bildungsepoche zurückbesinnt und eine deutsche Kulturkritik im Sinne Wagners und Nietzsches weiterträgt. Und dieser Heimatsinn behauptet sich auch nach 1918 und hat sich zuletzt noch in den Straßburger Monatsheften eine literarische Plattform zu schaffen gesucht.

Aufs Ganze gesehen läßt die elsässische Literaturentwicklung der Neuzeit erkennen, wie sehr alle geistigen Möglichkeiten durch die politischen Schicksale mitbestimmt und vorgeformt werden. Das Elsaß als eine Kernlandschaft deutschen Lebens hat unter der Ohnmacht des Reiches gelitten, wie kaum ein anderer Bereich; es hat lernen müssen, sich geistig und seelisch auf die widrigsten Verhältnisse einzurichten, an denen es selbst nicht schuld war und die es von sich aus nicht ändern konnte. Aber zugleich erweist seine Geschichte, daß es unendlich reiche Kräfte in sich birgt und daß darum auch in Zukunft ein starkes Leben wieder aufwachsen wird, sobald diese Kräfte zum zugehörigen Volk zurückfinden können. Dank der nationalsozialistischen Erneuerung des deutschen Lebens und des ruhmreichen Kampfes unseres Heeres ist ein neuer Anfang gewonnen: wir sind der festen Zuversicht, daß das großdeutsche Volksreich alle Voraussetzungen in sich trägt — machtmäßiger und weltanschaulicher Art — um die immer so regen Volkskräfte dieser Landschaft von neuem für Deutschland fruchtbar zu machen.

Die bildende Kunst im Elsaß

Von

Herbert Rudolph

Zwischen Wasgenwald und Rhein gelegen, ist das Elsaß ein Land der Straßen und Burgen, Städte und Klöster gewesen; seine höchste Blüte erlebte es im 12. und 13. Jahrhundert, in der Zeit, als seine Herzöge, die Staufer, in Deutschland als Könige und in der Welt als Kaiser herrschten. Für das Reich wie für das Elsaß brachen damals glanzvolle Tage an, da es Friedrich Barbarossa erreichte, daß der Rheinstrom noch einmal zur Achse des Abendlandes wurde und damit die Bedeutung wiedergewann, die er in den Jahrhunderten Karls des Großen, der Ottonen und ersten Salier besessen hatte. Unter den Staufern nahm das Leben im Elsaß einen unerhörten Aufschwung. Alles, was sich in der Rheinebene, in den Waldtälern und auf den Höhen der Berge im 10. und 11. Jahrhundert hatte entwickeln können, wurde nun aufs glanzvollste fortgesetzt, ja, sein eigentliches Gepräge erhielt das Land erst jetzt. Auf Schritt und Tritt erlebt man es noch heute, was die Staufer für das Elsaß bedeutet haben. Sie sahen in diesem Bereich die höchste Kraft des Deutschen Reiches (Otto von Freising), und Friedrich II. war das Elsaß das geliebteste seiner Erblande. Die großen Werke der bildenden Kunst stammen zum allergrößten Teil aus dieser Zeit, vor allem die der Baukunst; denn als echte Herrscher haben die Staufer hier selbst gebaut und darüber hinaus die rechten Voraussetzungen für die Werke der Bischöfe, Klöster und Städte geschaffen. Überall begegnet man im Elsaß Denkmälern des 12. und 13. Jahrhunderts, und vieles, was erst im späten Mittelalter entstand, hat doch Staufisches zur Voraussetzung oder ruht auf staufischem Grunde.

So mag es begründet sein, weil es uns darum geht, in einer Vortragsstunde einen Begriff von der bildenden Kunst des Elsaß zu geben, daß wir wie selbstverständlich von dieser Großzeit des Landes zu allererst sprechen. Daß uns die Architektur hier die Vorstellung von den künstlerischen Möglichkeiten vermitteln soll, bedarf allerdings noch der genaueren Rechtfertigung. Wir werden auch sie zum Schlusse zu geben wissen.

Eine Pfarrkirche, St. Leodegar von Gebweiler, die 1182 begonnen wurde, sei unser erstes Beispiel. Es handelt sich bei diesem Bauwerk um eine breit gelagerte und von einem Querschiff durchzogene Basilika. Drei Türme — zwei in der Front und der dritte über der Vierung — stehen zum Himmel. Das ist das Wesentliche an dieser Kirche. Wer um die Geschichte des Turmbaus und insonderheit des Kirchturmbaus weiß, erinnert sich, daß sich in den Kirchtürmen immer auch etwas Politisches und im deutschen frühen und hohen Mittelalter vornehmlich etwas Herrscherliches ausgesprochen hat. Das Frühchristentum im Süden Europas hat den Kirchturm als architektonische Ausdrucksform des Kirchengebäudes zum Beispiel nicht gekannt, wie es überhaupt auf die künstlerische Durchgestaltung des Außenbaus verzichtet hat. Die christliche Religion wurde hier als von innerlicher Natur und das Reich der Kirche nicht von dieser Welt begriffen, und dies machte man sinnfällig in seinen Kirchengebäuden. Erst als die Germanen Kirchenbauten in ihren Bereichen erstehen ließen, gelangte der Außenbau konsequent zu künstlerischer Durchgestaltung; denn den germanischen Bauherren ging es darum, nach außen, in die Welt hinein, etwas auszudrücken. Karl der Große und alle die anderen wollten auch im Kirchenbau Zeugnisse ihrer Herrschaft auf Erden sehen, und der Turm wurde nun vor allen Dingen der machtvoll beredte Ausdruck dieses Willens. Der Turm wurde geradezu zur Gesinnungsform, weshalb man vom Turmreichtum oder vom Turmmangel her die abendländischen Länder in ihrer politischen Haltung beurteilen

kann. In unserer elsässischen Kirche von Gebweiler finden wir nun gleich drei Türme gestaltet, was keineswegs etwas Alltägliches und nur im germanischen Bereich anzutreffen ist. Der Kirchenbau bekommt dadurch etwas besonders Kraftvolles und Aufstrebendes, auch etwas Glänzendes und Weltliches.

Die turmreiche Anlage von Gebweiler zeigt ebenso St. Fides in Schlettstadt, eine Gründung der Staufer. Von der heute stehenden Kirche wissen wir, daß sie sich 1162 im Bau befand, da zu dieser Zeit ein Teil ihrer Glasfenster von Barbarossa gestiftet worden ist. Enger zusammengestellt als in Gebweiler streben hier die Türme zum Himmel, und das untere Geschoß der Front ist auch nicht durch die Bogenstellungen einer Vorhalle aufgelöst und aufgebrochen, wie sich überhaupt Gebweiler viel gelockerter und durchgegliederter als die Schlettstädter Kirche zeigt. Fester gefügt, ohne Unterbrechung steigt das Mauerwerk der Türme durch die ersten beiden Geschosse hindurch, und damit bekommt der Bau einen trutzigeren, abwehrenden Charakter. Etwas Burghaftes hat diese turmbewehrte und so ganz auf die Sprache des Mauerwerks abgestellte Kirche an sich. Und solche burghaften Kirchenbauten kommen allenthalben im Elsaß vor, ihre nächsten Verwandten finden sie jedoch im gesamten Stromgebiet des Rheins.

Freilich war die allgemeine kunstgeschichtliche Situation im 12. Jahrhundert so vielschichtig, daß es unmöglich ist, eine gewisse Kunstlandschaft auf einen einzigen begrenzten und bestimmten Typus festgelegt zu sehen, im Gegenteil findet man in dieser Zeit in den großen, zentral gelegenen und für die Entwicklung entscheidenden Gebieten, zu denen auch das Elsaß zählt, einen guten Teil aller gerade maßgeblichen Baugedanken gestaltet. In der Art und Weise ihrer Durchführung erweist sich dann das Eigenständige. So haben wir es in der Kirche St. Peter und Paul von Rosheim, die in der Hauptsache im mittleren 12. Jahrhundert erbaut wurde, mit einem architektonischen Typus zu tun, der dem von Schlettstadt und

Gebweiler diametral entgegengesetzt ist. Der Typus, in dem die Fassade ohne Türme errichtet ist und der aus einer turmfeindlichen Gesinnung von den Zisterziensern im Norden Europas im 11. und 12. Jahrhundert von neuem entwickelt wurde, liegt hier vor. Allerdings konnte und wollte die elsässische Stadt Rosheim doch nicht gänzlich auf den Turm verzichten, weshalb man denn machtvoll den Turm über der Vierung gestaltete, der ins Zisterzienserschema einzig als Platz für die Gebetglocke aufgenommen worden war. Ursprünglich erhob sich der Rosheimer Vierungsturm gewiß nicht so hoch wie heute, da ihm in gotischer Zeit das letzte Geschoß hinzugefügt worden ist; jedoch intensivierte man damals im Grunde nur die Bedeutung, die er von Anfang an besaß: die Bedeutung des großen beherrschenden Zentralmotivs. Nicht als zweckbegrenzter Ort der Glocke, sondern als ein Baugedanke, der für die gesamte Erscheinungsform der Kirche von höchster Bedeutung ist, steht dieser Turm über der Vierung. Durch ihn bekommen die Ostteile das Einheitliche und Geschlossene ihres Wesens. Stufenförmig und in großen Baukörpern setzt sich hier die Kirche zusammen, ein Glied ist zum anderen in einer strengen Bezogenheit geführt, zum Turm läßt sich jede Einzelform beziehen. Die Formensprache selbst ist es auch, die die elsässische Architektur der staufischen Zeit so hervorhebt. An einer Teilaufnahme der Rosheimer Kirche, der Querhausfront, kann man sich gut klarmachen, was mit den Einzelformen beabsichtigt wurde. Mit ganz einfachen und knappen Formen ist hier eine Durchgliederung erreicht, die zugleich von außerordentlichem Reichtum ist: über einem profilierten Sockel steigen vier schlanke Blendarkaden auf, die mittelsten beiden umschließen zwei Rundbogenfenster, dann folgt ein Sims als horizontale Gliederung, und es steigen schließlich Lisenen auf, die in einem Blendbogenfries endigen. Darüber ist dann der Giebel entwickelt. Von unendlicher Schönheit ist es nun, wie innerhalb dieser Gliederung die Verhältnisse im einzelnen und zueinander abgewogen sind: das untere Feld zum oberen, die vier gleich-

mäßig schmalen Bogenfelder unten zu den drei, in einem anderen Rhythmus gestalteten Teilen von oben. Und wie dann die beiden Bestandteile unten und oben durch die Dreiergruppe der Fenster untereinander verbunden werden! Wie die Fensterprofile, überhaupt jede einzelne ordnende Form von einer inneren Zucht und einem Ordnungswillen bestimmt sind! Wenn künstlerische Formen Gesinnung auszusprechen vermögen, dann wissen wir durch die Kunstdenkmäler des Elsaß aus dem 12. und 13. Jahrhundert von dem Wesen der damaligen Menschen. Die Form offenbart den Sinn zur Klarheit und Knappheit und zur zuchtvollen Ordnung. Diesergestalt sind die Bauwerke des Elsaß, dessen Herzöge als deutsche Könige und Kaiser der Welt noch einmal die Ordnung vom Reiche aus zu geben vermochten.

Das Innere dieser Kirche zeigt den klaren und einfach überschaubaren Raum, der zu damaliger Zeit im deutschen Bereich üblich ist. Auf keinen Fall ist der Innenraum von Rosheim zisterziensisch bestimmt. Abwechselnd ruhen die Langhausarkaden auf Pfeilern und Säulen, und vor die Pfeiler sind regelmäßig mächtige, die ganze Kirchenschiffwand beherrschende Pfeilervorlagen getreten, auf denen die großen Gurtbögen und Rippen der Gewölbe lagern. Gerade von den Gewölbeformen, die in ihrer Schwere und einem gewissen Ernst über dem Schiff ruhen, geht der Raumeindruck aus. Dazu fügt sich als anderes Kriterium die Mächtigkeit des Mauerwerks und die Großformigkeit der Bögen und Pfeiler und Säulen. Ein hohes Maß von Kraft und gebändigter Fülle steckt in der Einzelform einer solchen Säule. Da ist die Plinthe zu einer großen Sockelform geworden, und die Ecksporen betten die Säulenbasis in eine Form ein, die mit dem Sockel vereint dem Säulenstamm das besonders Stämmige verleiht. Das Kapitell ist reich im Sinne des Urkräftigen, zuchtvoll ist die Gliederung durchgeführt und ganz prägnant der Kämpfer aufgesetzt, von dem dann nach 3 Seiten hin die Rundbogen ansetzten, die schwer auf der Säule lasten, um ihr damit zugleich den Ausdruck ihrer besonderen Kraft zu verleihen.

Vom 11. Jahrhundert muß nun kurz die Rede sein, um in die Erörterung einiger geschichtlicher Probleme eintreten zu können, nachdem wir uns bisher an einzelnen ausgewählten Beispielen elsässischer Baukunst ausschließlich von formalen Eigenschaften des Landes Rechenschaft gegeben haben.

In das 11. Jahrhundert hinunter reicht eine der ersten, wahrhaft großen und bedeutenden Bauten des Elsaß: der Straßburger Münsterbau von 1015, der unter Bischof Werinher, dem ersten aus Habsburger Geschlecht, den die Geschichte nennt, als flachgedeckte Basilika begonnen und ausgeführt wurde. In den Bränden des 12. Jahrhunderts nahm der Dom so sehr Schaden, daß man schließlich zu einem Neubau schritt, die Rekonstruktion zeigt uns jedoch deutlich, wie er sich in der Baugesinnung den ottonischen und frühsalischen Bauten Südwestdeutschlands an die Seite stellen läßt. An Größe war er nach dem alten Speyerer Dom der Gewaltigste. In großartiger Klarheit und Ruhe bot er sich dar, und sein künstlerisches Wesen war gleich den Kirchen von Mittelzell auf der Reichenau und Limburg an der Hardt in erster Linie auf die Maße und guten Verhältnisse gestützt. Von unerbittlicher Formenstrenge und feierlichem Ernst sind diese wahrhaft kaiserlichen Bauten des späten 10. und frühen 11. Jahrhunderts. Das Deutsche Reich herrschte in der Welt vor, seine Kaiser gaben der Welt ihre Ordnung, und auch in die Bezirke des Künstlerischen wirkte diese ordnungverleihende Kraft der Deutschen hinein. Es gibt in der Zeit von Otto I. bis auf Heinrich IV. kein Land, in dem die Basilika, das alte Erbe der späten Antike, so konsequent zu einer neuen für alle kommenden Zeiten verpflichtenden Ordnungsform durchgebildet worden ist, als das Deutsche Reich. Das Elsaß hatte im alten Münsterbau von Straßburg seinen Anteil an dieser Leistung.

Die Geschichte der hochmittelalterlichen Architektur erfüllte sich in dem Dombau Kaiser Heinrichs IV. zu Speyer. Um 1080 gelang es hier, das Mittelschiff einer großen Basilika einzuwölben, und diese Tat wurde die Voraussetzung für jede

weitere Entwicklung, mittelbar auch für die des Elsaß. Aber nicht nur die baumeisterliche Leistung der Einwölbung eines Mittelschiffs wurde bedeutsam. Die Kräfte, die sich damit gleichzeitig in dieser Kirche dokumentierten, und die noch dazu ganz außerhalb der rein künstlerischen Sphäre liegen, wirkten vor allem in die Weite. Speyer war für Heinrich IV. ein politisches Werk, und es gehört zu den großen Stunden seines Lebens, daß er auf der Höhe der Macht, um 1080, den Architekten fand, der seinem Willen im Innen- und Außenbau des auf den Fundamenten und unter Verwendung alter Bestandteile neu zu errichtenden Domes der Väter Gestalt verlieh. Ja, der politische Wille des Kaisers, der in einem Gotteshaus seiner Herrschaft auf Erden ein Denkmal setzen wollte, die das Weltliche und Geistliche in eins begreift, verdichtete sich schließlich zum Typus. Die gewölbte Pfeilerbasilika mit Querhaus und Westwerk und je zwei ragenden Türmen im Osten und Westen, die mit den beiden Zentraltürmen über Vierung und Westwerk zu einer Gruppe von kaiserlich-majestätischer Wirkung zusammengeschlossen sind, erlangte in der Folgezeit kanonischen Charakter. Wir sprachen schon von der Bedeutung der Türme im Kunstschaffen des Abendlandes. Erst recht hat aber das Westwerk dazu gedient, Herrschaftsgedanken architektonisch auszudrücken. Seit der Aachener Pfalzkapelle Karls des Großen begegnet es jedenfalls innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches (und nur hier) als charakteristische Gestaltungsform der Westpartie einer Kirche, um schließlich zum kaiserlichen Baugedanken schlechthin zu werden. Wer im hohen Mittelalter das Westwerk, jenen mächtig gelagerten Körperbau mit einem Turm in der Mitte und zwei flankierenden niedrigeren Türmen daneben, errichten ließ, dachte kaiserlich. In Speyer erhebt es sich als Endpunkt einer großen Triumphstraße (der heutigen Adolf-Hitler-Straße) und als Auftakt eines Kirchenbaus, der mit seinen hoch gewölbten Schiffen, Galerien, Türmen und Kuppeln lebensvoll und gewaltig das Kaiserliche in sich selber trägt.

Von allergrößter Bedeutung wurde es sodann, daß der Protest der Welt gegen die Taten Kaiser Heinrichs IV. auch im architektonischen Schaffen seinen Niederschlag fand. So mußte man sich auch gegen den Dombau in Speyer wenden. In Deutschland geschah dies in Hirsau, und nicht weil man es nicht vermochte, sondern weil man es nicht wollte, wurde hier seitens des Kluniazenserabtes Wilhelm eine flachgedeckte Basilika errichtet; denn der Hort der Päpstlichen in Deutschland sollte mit dem kaiserlichen Speyer nichts gemein haben. Die Säulen und die flache Decke der altchristlichen Basilika waren ihnen Symbol für ihr Wollen, und auch das Äußere gestaltete man weitgehend in Analogie zum frühchristlichen Gotteshaus. Streng und einfach, ohne jeden Aufwand nach innen und außen stellte sich die Hirsauer Kirche St. Peter und Paul dar. Allerdings auf die Türme verzichtete man nicht, aber sie wurden nach dem ersten Bauplan als Einzeltürme vor die Kirche in eine Front gestellt und danach als Zweiturmfassade der Kirche eingeordnet. Mit der turmreichen Gestalt von Speyer oder mit dem machtvollen Westwerk der Kaiser hatten diese Gedanken nichts gemein.

Für die deutschen Kunstprovinzen, und somit auch für das Elsaß, wurde diese Entwicklung zu einer aus politischer Grundhaltung heraus bestimmten Zweipoligkeit im Kirchenbau von der allergrößten Bedeutung. Seit dem späten 11. Jahrhundert gab es nun zwei Richtungen: die kaiserliche, die von Speyer ihren Ausgangspunkt nahm und ganz fest an das deutsche Reichsgebiet gebunden war, und die hirsauisch-kluniazensische, mehr übernationale, antikaiserliche. Die Spaltung der Welt in zwei Lager hatte auch eine Spaltung im künstlerischen Bereich der Architektur herbeigeführt. Mit der Form und dem Typus wollte und konnte man sich von nun an zu einer der beiden um die Herrschaft ringenden Mächte bekennen: zu Imperium oder Sacerdotium. Selbstverständlich wurde auch das Elsaß vor diese Entscheidung gestellt, und man traf dort diese Entscheidung an einer Stelle und in einer Weise, die für uns Heu-

tige im höchsten Grade den Charakter des Erregenden in sich birgt.

In den dreißiger Jahren des 12. Jahrhunderts war im Benediktinerkloster von Maursmünster die Regel im Geiste von Hirsau reformiert worden. 1145 auf 1150 gab man seiner Kirche, die noch aus dem 9. Jahrhundert herrührte, eine neue Gestalt. Bis auf den Westbau mußte auch diese im 13. Jahrhundert wieder weichen, aber gerade dieser Teil vermag ja die weitgehendsten Aufschlüsse zu geben. Und nun gewahren wir, daß der Westbau von Maursmünster mit dem architektonischen Gedankengut der antikaiserlich gesinnten Hirsauer fast gar nichts zu tun hat. Im Gegenteil wurde hier ein Westwerk, der kaiserliche Baukörper schlechthin, errichtet. Als machtvolles, quergelagertes Rechteck, das von Lisenen und Rundbogenfriesen aufgegliedert ist, stellt sich die Front dar, über dem Mittelgiebel ragt ein mächtiger Mittelturm, den kleinere wiederum flankieren. Wie in Aachen und in Speyer wurde die Mitte der Front betont und keine Zweiturmfassade gestaltet und darüber hinaus — ebenfalls wie in den Kaiserstädten — das Ganze des Baukörpers zu großartiger, herrscherlicher Gestalt gesteigert. In ihrer „zusammengenommenen markigen Kraft" (Dehio) zeigt die Kirchenfront von Maursmünster etwas dem Wehrbau ästhetisch Verwandtes. Die Einzelformen, die hier von einem unerhört zuchtvollen Klang sind, vervollständigen unser Bild, das wir bereits von der elsässischen Architektur gewonnen haben. Sprache und Formen, wie sie die Dreierarkade des Kircheneingangs zeigen, kennen wir grundsätzlich bereits aus Rosheim, nur sind sie hier zu einer wohltuenden Harmonie ausgebildet, in der vor allem die drei Bögen zusammenschwingen und -klingen, aber sie haben dabei das Knappe und Entschiedene der Formen keineswegs verloren. Einen ganz gewaltigen Eindruck vermittelt auch die Westarkade im Inneren des Baus. Ein einziger großer Rundbogen überspannt hier den Raum, und man fühlt sich an die „Kaiserarkaden" im Westen der Kirchen von Reichenau-Mittelzell oder von Limburg gemahnt,

wo wir wissen, daß unter ihnen der Kaiser zu sitzen pflegte. Auch der Architekt von Maursmünster hatte in seine Formen die Hoheit der Kaisermacht aufgenommen. Selbst wenn der Geist der Mönche dem Hirsauischen zugewendet war, konnte man in kaiserlichen Formen denken! Uns will es scheinen, daß die von Maursmünster sich trotz Hirsau zum Reiche bekennen wollten, dabei wir es freilich mit einem Phänomen zu tun haben, das innerhalb der deutschen Architekturgeschichte sonst nicht wieder begegnet.

Daß man sich im Elsaß an die kaiserlichen Bauten des Reiches sehr gern anschloß, ist vielfach zu belegen. Als bedeutendes Beispiel sei nur noch der Bau der Kirche von Ottmarsheim aus dem 11. Jahrhundert genannt, der im großen und ganzen eine Wiederholung der Aachener Pfalzkapelle darstellt (möglicherweise aus politischen Motiven heraus: Bestimmung als Pfalzkapelle eines Habsburgers?), wenngleich die Frage wie überhaupt das Gesamtphänomen der recht zahlreichen Aachenwiederholungen im deutschen Mittelalter noch ungeklärt ist), bevor wir uns zum Straßburger Münsterneubau des späten 12. Jahrhunderts wenden, der ebenfalls in diesem Zusammenhang steht.

Auch im späten 12. Jahrhundert war innerhalb der abendländischen Architektur der Gegensatz von kaiserlichen und nichtkaiserlichen Bauten gegeben, nur daß die Stelle der Kluniazenserkirche die französische Kathedralkirche eingenommen hatte. In gotischem System war sie seit der Mitte des 12. Jahrhunderts mit Westfassade, langgestrecktem Schiff und großem Chor mit Kapellenkranz entwickelt. Aber noch verschlossen sich die Deutschen diesem Typus und dem in ihm entwickelten System für sehr lange Zeit. So kam es, daß in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Kathedrale Notre-Dame zu Paris und der Dom von Worms gleichzeitig nebeneinander entstehen konnten. Gegen die französische Kathedralgotik und aus Haltung zu Kaiser und Reich ließen die Wormser einen Bau erstehen, der im wesentlichen die Gedanken von Speyer

fortführt und darüber hinaus mit den Werken in Mainz und Maria Laach in eine Linie zu stellen ist. Zu dieser Linie bekannte man sich denn auch in Straßburg, als während der Regierungszeit Friedrich Barbarossas der Münsterbau Werinhers einer gründlichen Erneuerung unterzogen werden mußte. Der Neubau, der seit den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts entstand, hatte nichts mit den französischen Kathedralen gemein, und selbst der Spitzbogen fand nur in äußerlicher Weise als reine Formalie seine Verwendung. Wie der Typus mit der zentralen Vierungskuppel, dem einfachen absidialen Chorschluß, dem weitausladenden Querhaus, und den beiden flankierenden Türmen, der Mauer- und Massenbau sowie das Breitgelagerte der Anlage der Münsterostpartie zeigen, entstand ein Werk von unbedingt deutschem Charakter, das sich aus bodenständig elsässischen Grundformen außerdem zusammensetzt. Auch der Innenraum bezeugt den deutschen Charakter. Dabei ist sein besonderes Merkmal die Weiträumigkeit. Ganz große Bogenformen und Spannweiten bestimmen ihn so, daß eine feierlich-harmonische Stimmung in diesem alten Teil der Münsterkirche waltet. Aber nicht nur an dieser Stelle, für das gesamte Werk wurde diese Grundhaltung in der Raumgesinnung verbindlich, die der unbekannte Meister des späten 12. Jahrhunderts angeschlagen hatte, ja, seine Kraft war so stark, daß sie auch den französisch-gotischen Formen ein deutsches Gepräge zu geben vermochte, die seit der Mitte des 13. Jahrhunderts nach Straßburg kamen, nachdem ihnen die geschichtlichen Ereignisse in Deutschland den Boden bereitet hatten.

Mit dem Jahre 1245, als in Lyon das Konzil stattfand, auf dem Friedrich II. vom Papste für abgesetzt erklärt wurde, begann in Deutschland das Interregnum. 1248 legte man in Köln den Grundstein zum neuen Dombau. Er wurde das Abbild einer französischen Kathedrale. Wir müssen das Kölner Werk in Kürze betrachten, um zum Verständnis des Straßburger Münsterlanghauses zu kommen, das ebenfalls mit den Formen und in dem System der Gotik entwickelt ist.

Nach Hans Jantzens Wort ist in einem Raum wie dem Kölner das Raumlose Raum geworden. Schwerelos steigt der Raum nach oben, eng aneinandergestellte Bündelpfeiler, zwischen die die Arkaden und Fenster gespannt sind, machen ihn aus, ein einheitlicher, schnell aufeinanderfolgender Rhythmus führt vom westlichen Eingang zum Allerheiligsten, dem Chorraum, im Osten. Dabei ist im Kirchenraum eine Hintergitterung der Formen eingetreten. Nirgendwo im Langhaus trifft der Blick auf Mauer oder Wand, vielmehr ist das Kirchenschiff umflossen von zweiten und dritten Raumzonen und in der Höhe und nach außen hin abgeschlossen durch Glas. So entsteht die Verzauberung der Sinne und der Herzen, der Mensch fühlt sich klein in einem himmelhohen Raum und ihm wird gleich dem Raume selbst schwerelos und leicht. Die Kirche ist ihm ein Traumgehäuse, in dem er in eine andere Welt entrückt wird.

Der Innenraum des Straßburger Langhauses, das von etwa 1250—1275 unter der Leitung Meister Rudolfs in gotischem Stile errichtet wurde, zeigt jedoch, daß hier nicht viel von dem an der Kölner Kathedrale entwickelten Wesen des gotischen Innenraums spürbar ist. Freilich liegt der wesensmäßige Unterschied der beiden Kirchen schon darin begründet, daß in Köln aus einem Gusse der gotische Kirchenraum entstehen konnte, während in Straßburg der Langhausmeister sein Werk an die bereits bestehenden alten Ostteile ansetzen mußte. Die in Straßburg fehlende gotische Chorpartie nimmt dem Raum außerordentlich viel an Lichtheit und Schwerelosigkeit. Aber darüber hinaus ist das Straßburger Langhaus von ganz anderem Charakter als das Kölner. Zunächst herrscht in Straßburg ein anderes Maßverhältnis; denn der Straßburger Raum ist lange nicht so hoch wie der Kölner, er ist auch breiter und damit gedrungener. Irdischer mutet einen Straßburg an, und das liegt noch vor allen Dingen daran, daß der Rhythmus der Traveen lange nicht eine so zwingende und zielstrebig ostwärts gerichtete Kraft auszuwirken vermag wie in Köln. Die Arkadenbögen von Straßburg sind weit geschwungen; das macht den

Raum kraftvoll und ruhig und versetzt den Betrachter mehr in eine feierlich klare Stimmung als es ihn himmelwärts weist. Trotz seines Formenvertikalismus und seiner Aufführung als gläsernes Gehäuse wirkt der Raum innerlich weit und ausgewogen, in dem sich schließlich auch alle Einzelformen viel stärker behaupten können als in Köln. Der herrlichen Details an Fenster- und Maßwerkformen, der einzelnen Pfeiler- und Dienstgestaltung wird man in Straßburg über der Raumwirkung im ganzen hinaus deutlich inne, ja, man fühlt von jedem Einzelding einen fast weltlichen Glanz und Zauber ausgehen. Die benehmende und ins Transzendente führende Gewalt der Kathedralgotik fehlt hier so ganz.

Unter welchen Voraussetzungen Meister Rudolf von Straßburg zu seiner Raumgestalt gekommen ist, wissen wir genau. Indem er die Fundamente des Werinherbaus benutzte und die Ostpartie seines Vorgängers aus dem späten 12. Jahrhundert als für sich verbindlich anerkannte, kam er zu einem von französischer Proportionalität und Rhythmik weit entfernten Gestaltungsprinzip. Der alte deutsche Geist lebte in neuem Gewande fort, und es entstand ein völlig unfranzösischer Bau. Man hat die Proportion des Straßburger Münsterlanghauses aufgestellt und für den Querschnitt die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks erhalten. Die hohe Kunst des Maßhaltens, die im 13. Jahrhundert ein deutsches Ideal gewesen ist, fand auch Meister Rudolf, er fand sie genau so wie der Reitermeister von Bamberg oder der Bildhauer, der wenige Jahre früher im gleichen Münster die Statuen von Ekklesia und Synagoge und die Gestalten des Gerichtspfeilers meißelte. Es sind genau die gleichen Merkmale, die die deutschen Bildwerke des 13. Jahrhunderts von den gleichzeitigen französischen trennen, die innere Ausgewogenheit und die harmonische Erfassung des Irdischen und Jenseitigen in Einem und die blutvolle Nähe zum Leben, die das Straßburger Langhaus von französischen Werken scheiden. Während Deutschland damals in seiner Kunst nach dem Ausgleich zwischen Himmel und Erde suchte, ging Frank-

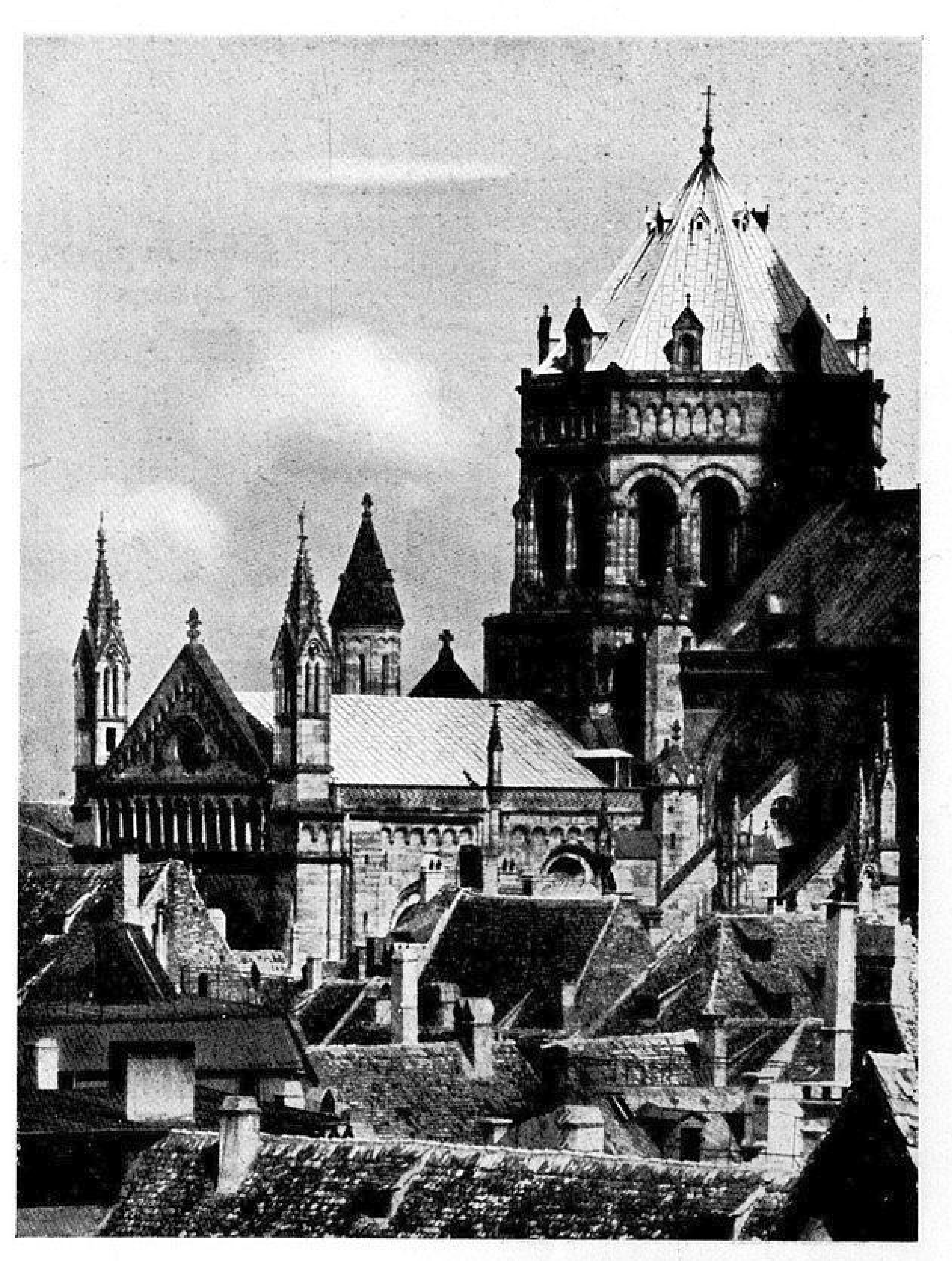


Abb. 9. Straßburg, Münster, Ostteil.

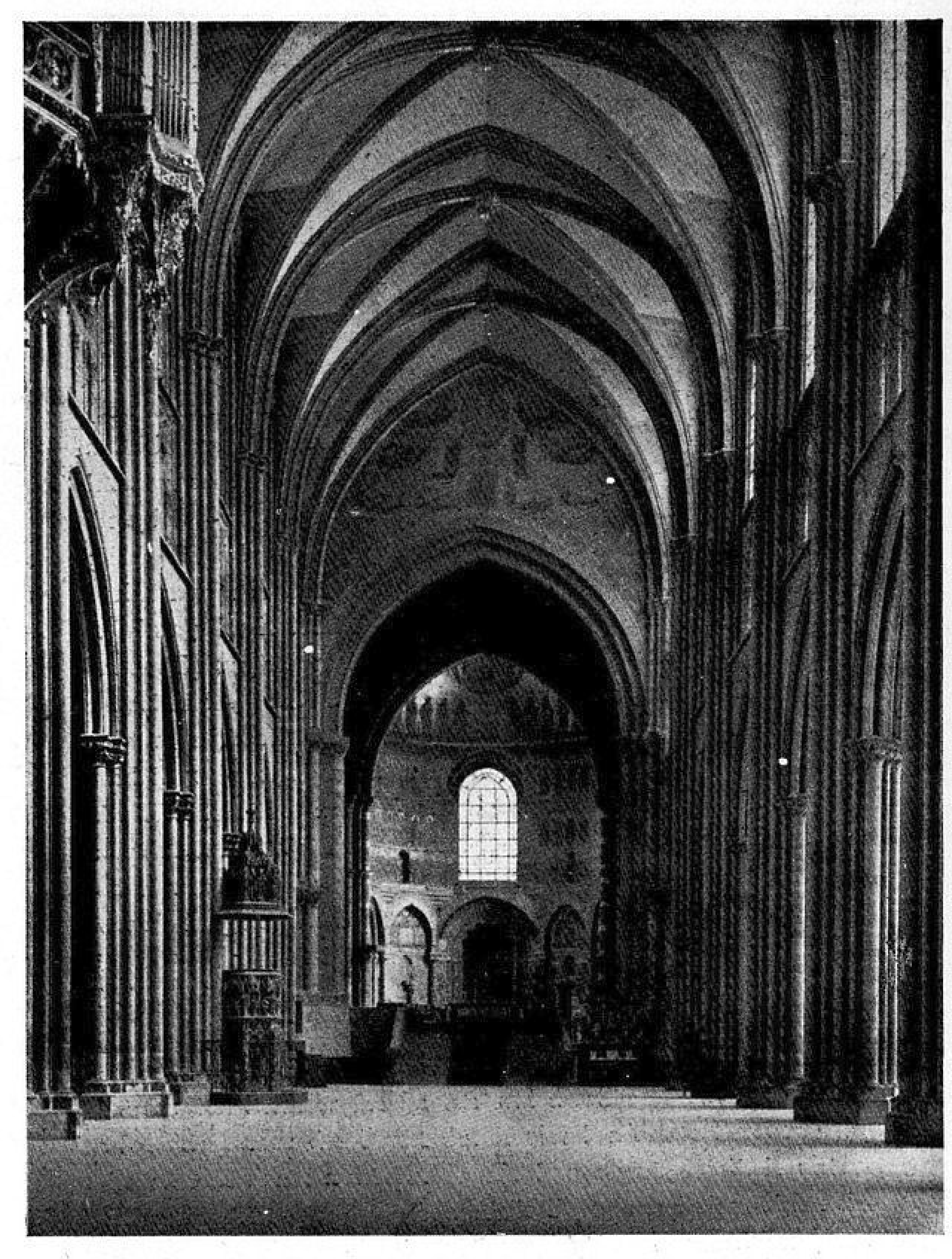


Abb. 10. Straßburg, Münster, Inneres des Langhauses gegen Osten.

reich konsequent in der Darstellung des Übersinnlichen auf. Die Kathedrale war dort ein Gleichnis für das himmlische Jerusalem.

Es war selbstverständlich, daß die Franzosen diesen himmlischen Charakter der Kathedrale auch in ihrer Zweiturmfassade ausgedrückt sein lassen mußten; genau so selbstverständlich war es aber auch für die Deutschen, hier wieder ihre eigenen Wege zu gehen. An keiner Stelle führte dieser schließlich so weit vom Französischen weg als in Straßburg, und indem Meister Erwin seit 1276 dem Fassadenbau auf Grund der alten kaiserlichen Idee vom Westwerk die entscheidende Richtung gab, war es wieder ein alter deutscher, aus Haltung und Gesinnung heimisch gewordener Gedanke, der die Loslösung vom Fremden herbeiführte. Wie dem Langhausmeister waren auch Erwin die alten Fundamente des Werinherbaus für sein Werk verbindlich. In der Proportion hatte er sich damit eindeutig festgelegt. Auch gab Erwin dem Westbau gegenüber dem Kirchenschiff eine weit größere Selbständigkeit als das sonst in der Kathedralgotik des 13. Jahrhunderts üblich ist. Als gewaltiger Massenbau steht die Westpartie gleich dem Westwerk vor der Kirche, dessen man inne wird, wenn man vom Süden oder Norden her gegen die Rückseiten der Turmriesen blickt. Allerdings hatte Erwin die Front dann doch als Zweiturmfassade ausbilden wollen, und es waren erst seine Nachfolger in der Bauleitung, die hier den Bau immer weiter zu westwerkhaftem Charakter fortentwickelten. Die Richtung aber hatte ihnen Erwin gewiesen.

Die sehr wechselvolle Baugeschichte der Straßburger Münsterfront ist oft genug beschrieben worden, so daß sie hier nicht wiederholt zu werden braucht. Vom Tage der Grundsteinlegung, dem 2. Februar 1276, währte der Bau bis zur Sommersonnenwende des Jahres 1439. Unendlich viele Hände haben ihn geschaffen, und wiederholt wurde der Plan geändert. Am einschneidendsten waren der Einbau der Glockenstube zwischen dem Turmpaar durch die „Junker von Prag“ nach 1384, wo-

durch die Front die Gestalt des hochgestellten Rechtecks bekam, und der Gedanke, dem Nordturm die Erhöhung durch das aufgesetzte Oktogon zu geben, das seit 1399 durch Ulrich von Ensingen ausgeführt wurde. Doch so gegensätzlich sich alle einzelnen Planungen zueinander verhielten, zuletzt wurde ein ästhetisch befriedigendes Ganzes aus dem Werk. Das Gestaltete war einzigartig und groß geworden.

Vor keiner gotischen Domkirche sonst hat man das Bewußtsein, daß das Gewaltige und Urtümliche mit der Schönheit in Einklang gebracht worden ist. Die Meister der Gotik haben die steinernen Massen zum Himmel hoch aufgetürmt, aber sich auch immer darum gemüht, den Stein seiner Schwere zu entkleiden, und diese Entmaterialisation geschah — in Reims zum Beispiel —, indem man die aufstrebenden Massen der Bauglieder in sich zerkleinerte und nirgendwo den Bau von ganzen steinernen Flächen bestimmt werden ließ. Gerade von der Wirkung der Mauerfläche aber wollten die Baumeister (Erwin an der Spitze, wie aus dem von ihm ausgeführten Untergeschoß zu sehen ist) in Straßburg nicht lassen. In großen, flächig bestimmten Abschnitten sind die Turmriesen aufgeführt. Klar und in vollster sinnlich warmer Materialgerechtigkeit kommt die Wand des rotsandsteinernen Mauerwerks zur Wirkung, und nur durch Portale, Fenster und Rose ist sie aufgebrochen. Aber dann wurde ihr in dem in einer anderen räumlichen Schicht vor sie hingelegten Stabwerk ein Gegenspieler geschaffen. Das ätherisch zarte Gebilde schlanker und hoher Stäbe, die bis ins Feinste durchmodelliert und von spitzbogigen maßwerkdurchsetzten Fensterformen abgeschlossen sind, tritt der Wand entgegen und wirft über das Gewaltige der mauerbestimmten Türme den Schleier des Zarten und der Schönheit. Gebändigt wird das Ganze der Front durch vier kraftvolle Strebewerke, die einmal den Baukörper in die kanonische Dreiheit unterteilen, im Untergeschoß sodann die Portale zwischen sich nehmen und im ersten Geschoß Rose und Fenster umrahmen, um im letzten in den Turmriesen selber aufzugehen.

Die Betrachtung der Westfassade von Straßburg führt jedoch zuletzt wieder zu Gedanken zurück, von denen wir ausgingen. Das Politische hatte nämlich auch an ihrem Werden seinen Teil genommen, ja, das Phänomen, daß im Jahre 1399 Ulrich von Ensingen einzig dem Nordturm seinen hohen Achteckbau aufsetzen konnte, der dann nach seinem Tode durch Johannes Hültz aus Köln den abschließenden Helm erhielt, kann nur aus einer politischen Situation heraus erklärt werden.

Einst hatten die Bischöfe der Stadt den Münsterbau begonnen. Indem sie zunächst gleich den Domen von Speyer, Worms und Mainz einen kaiserlich-deutschen Bau planen ließen, bekannten sie sich eindeutig zum Deutschen Reich, und nach dem Zerfall der Kaiserherrlichkeit wurde es ihnen Bedürfnis, ihrer Metropole in den modernen und übernationaleren Formen der Kathedralgotik den architektonischen und geistigen Mittelpunkt zu geben. Als schließlich der Westbau durch Erwin begonnen wurde, war das Werk aus den Händen der Bischöfe in die Obhut der inzwischen zu Freiheit und städtischer Selbständigkeit gelangten Bürgerschaft gekommen, und dieser Bauherrnwechsel sollte sich im Gestalterischen bemerkbar machen; denn auch die Bürger sahen in der Kirche ein politisches Symbol. Im wahrsten Sinne des Wortes wurden ihnen die Kirchen zu Zeichen der Stadt, und mit besonderer Vorliebe sahen sie eine städtische Hoheitsform im Einturm, der von jeher existierend erst jetzt seine bestimmte Bedeutung bekam. Während der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ließ sich der Gedanke des Einturms allerdings nicht verwirklichen. Erst unter den „Junkern von Prag“ tauchten in der zweiten Jahrhunderthälfte derartige Gedanken auf, um schließlich in Ulrich von Ensingen, dem Architekten der Türme von Eßlingen und Ulm, ihren Meister zu finden. Durch ihn sollten die Straßburger nun ebenfalls wie die Bürger von Freiburg oder Ulm den e i n e n großen, ragenden Turm besitzen, zu dem er den Nordturm des Münsters entwickelte. Sein Werk war mit wahrzeichengebender Kraft begabt. Leicht und aufgebrochen und

in seiner Grundrißform zu wunderbarster kristallinischer Bildung durchgestaltet, steigt das Oktogon mit seinen seitlich ausgesetzten, pfeilerartigen Treppentürmchen und dem zauberhaft abschließenden Helm zu der schwindelnden Höhe von 141 m empor, die Bewunderung jedes Betrachters fordernd. Schönheit und Größe eignen auch diesem Teil des Westbaus. Wilhelm Heinse sah den Straßburger Turm „wie eine ungeheure Fichte, wunderbar noch von dem ersten Riesengeschlecht der Welt" die Dächer der Stadt überragen.

Mit dem Turm Ensingens sind wir in die Zeit des späten Mittelalters gekommen, die nächst der staufischen die reichste und glücklichste Zeit für die bildende Kunst im Elsaß bedeutet hat. Sie war von Grund aus bürgerlich-städtischer Natur. Mit den spätgotischen Türmen, Toren, Mauern, Kirchen und Bürgerhäusern bekamen damals viele Städte das Gesicht, das sie zum größten Teil bis heute bewahrt haben. Allerdings kann man sich zu dieser Zeit das Wesen der bildenden Kunst kaum noch an der Architektur allein klarmachen, da sich inzwischen die Plastik und Malerei zu bestimmender Bedeutung entwickelt haben. Vollends seit dem 15. Jahrhundert war es ausgemacht, daß vor den Architekten die Maler und Bildhauer das Entscheidende zu sagen hatten. Aber nur die Grundlagen und nicht die Höhe der Gestaltung selbst konnten sich verändert haben, wie denn der Straßburger Engelsmeister ebenbürtig neben Martin Schongauer oder dem für eine Zeitlang im Elsaß ansässigen Nikolaus Gerhaert steht. Darüber noch einige Worte.

An und für sich verkörpert die Architektur zuerst und am lebendigsten das Wesen der Kunst einer bestimmten Landschaft; denn sie ist unmittelbar mit dem Land verwachsen, bestimmt weithin sichtbar sein Gepräge wie Fluß und Berg, bezeichnet zuerst die Bezirke des Menschen und erfüllt seine vordringlichsten Forderungen gegenüber der Welt. Die Baumeister setzen die Male der Lebensordnungen und -formen und errichten Kirchen und Rathäuser und alle anderen Baulichkeiten der Gemeinschaft wie des einzelnen. Für die abend-

ländische Kunst des Mittelalters trifft es jedenfalls zu, daß die Architektur den Primat vor den beiden Schwesterkünsten besaß, und erst gebaut worden sein mußte, ehe sich Malerei und Bildhauerkunst in der vom Architekten geschaffenen Gelegenheit entfalten konnten. Bis in die Zeit der Staufer hinein hatte weder die Plastik noch die Malerei in Deutschland zu einer ihnen eigentümlichen Selbständigkeit und Monumentalität entwickelt werden können, in denen es kaum gelungen war, etwas anderes als das Leben Christi und die Welt seines himmlischen Bereiches in Plastik oder Malerei mit zwingender Notwendigkeit und Gewalt darzustellen. Allein die Architekten hatten die Möglichkeit gezeigt, vom Leben der Deutschen zu künden, vom Reich und ihrer Herrschaft zu zeugen. Erst in staufischer Zeit gelangte man in Deutschland wie im gesamten Abendland zu einer uneingeschränkten gestalterischen Höhe der Bildnerei. Straßburg wurde eins der großen Schaffenszentren. Aber noch war die Bindung an die Architektur nicht gelöst, nur im Zusammenhang mit ihr konnte gestaltet werden. Freilich stellte sich die formale Bindung als eine innerliche, geistige Gleichgerichtetheit dar. So trat der Meister des Engelspfeilers und des Südportals in Straßburg zu den Meistern der Ostpartie und des Querhauses und gab mit seinen Mitteln von den Kräften und Mächten der Welt Kunde wie sie. Er schuf das Menschenbild der fest auf der Erde verwurzelten und gleichzeitig in den Himmel greifenden Deutschen der spätstaufischen Zeit. Mit Maß formte er Idealbilder von Menschen, in denen das Schicksal nicht ausgelöscht wie in der gleichzeitigen französischen Plastik, sondern aufgenommen und inbegriffen ist. Auch eignete diesen Menschengestalten eine allgemeine und verpflichtende Haltung, so wie sie an öffentlicher Stelle standen. In freiester Weise aber auch in freiester Selbstverständlichkeit teilten sie den politischen Charakter der Architekturen. Erst das 14. Jahrhundert schuf hier an sehr vielen Stellen Wandel. Allerdings behauptete im Spätmittelalter die Architektur auch weiterhin ihre alte Bedeutung, aber die darstellenden Künste waren nun weit-

gehendst selbständig geworden und hatten sich von den alten Bindungen gelöst. Die Zeit, die den Einzelmenschen zum Individuum entwickelte, setzte auch die Kunst in eine stärkere Beziehung zum einzelnen. Damit schlug geradezu die Stunde der Malerei. Von der Andacht, Frömmigkeit oder Weltlichkeit einzelner aus gestalteten die Maler seit Jan van Eyck die Welt in ihrer Vielfalt, unendlichen Schönheit und Größe, aber das allen Gemeinsame und Verpflichtende des Hochmittelalters war geschwunden. Den Mächten, die im Westwerk von Maursmünster Gestalt gefunden haben, stehen Schongauers Maria im Rosenhag in St. Martin zu Kolmar und gar seine graphischen Blätter als Werke, die den Stempel des Privaten tragen, gegenüber.

Nachdem wir die Entwicklung der Kunst bis in das letzte Extrem des Privaten haben erleben müssen, ist uns Heutigen wieder der Begriff des Öffentlichen und Gemeinschaftlichen deutlich geworden. Wir suchen wieder nach allgemein verbindlichen Ordnungs- und Gestaltungsformen, nach Zeichen und Symbolen, und finden sie in der Architektur. Die Beschäftigung mit dem Mittelalter vermag uns dabei zu lenken, und so mag von hier aus unsere Eigenmächtigkeit sich rechtfertigen, die bildende Kunst einer Landschaft ausschließlich mit Werken der Architektur vergegenwärtigt zu haben; denn das Elsaß hat in der Architektur nicht nur Allergrößtes hervorgebracht, sondern auch Werte geschaffen, die unseren Tagen verpflichtend sind.